

alice

Nº 41 Sommersemester 2021

magazin

der
Alice Salomon Hochschule
Berlin

UND DANN?

Träume, Wünsche, Hoffnungen für
ein Leben mit und nach der Pandemie

Hörsaal

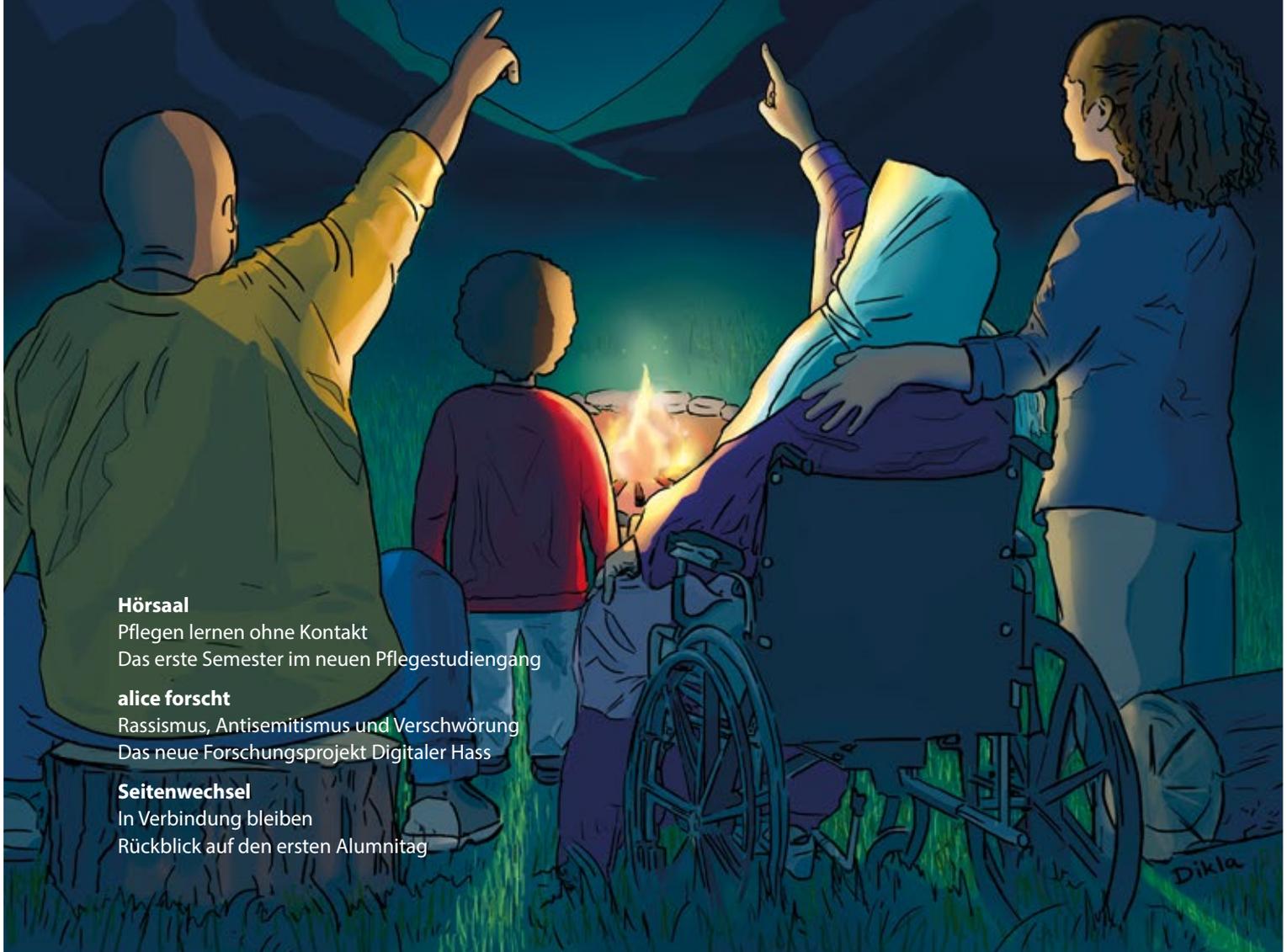
Pflegen lernen ohne Kontakt
Das erste Semester im neuen Pflegestudiengang

alice forscht

Rassismus, Antisemitismus und Verschwörung
Das neue Forschungsprojekt Digitaler Hass

Seitenwechsel

In Verbindung bleiben
Rückblick auf den ersten Alumnitag



APP IN DIE ZUKUNFT



10 Wochen taz für 10 Euro
taz.de/neueapp



Jetzt testen: taz digital mit der neuen taz App für Tablet und Smartphone und samstags die gedruckte taz im Briefkasten. taz.de/neueapp  

Sie erhalten 10 Wochen lang die digitale Ausgabe der taz und zusätzlich 10 mal samstags die gedruckte taz am Wochenende, zusammen für 10 Euro.



Liebe Leser_innen,

der laue Sommerabend lädt zu einem kühlen Drink oder Eis im Garten oder Park ein.

Wie kann ich also unser alice-Magazin so beschwingt einleiten, dass Sie das Heft mit auf den Balkon oder ins Gartenlokal nehmen?

Es geht in dieser Ausgabe um Träume, Wünsche, Hoffnungen ...

Sie können zum Beispiel die, mit denen Sie zusammensitzen – oder sich selbst – mal fragen, welche Wünsche sie gerne noch realisieren würden (einfach mal 10 Minuten lang aufschreiben und sich dann wechselseitig vorlesen). Das hilft im Übrigen beim Realisieren der Wünsche!

Mein Vater hat jüngst bei einer solchen Runde in der Familie zwei Wünsche vorgetragen, die er in seinem Alter leider, wie er sagte, AUF KEINEN FALL mehr realisieren könne – und prompt setzt er nun einen der beiden Wünsche im Spätsommer mit seiner Enkelin um.

Wir hoffen, dass sich möglichst viele der Wünsche und Träume der Autor_innen, die in dieser Ausgabe zusammengestellt wurden, mit gemeinsamer Kraft verwirklichen lassen! Sind sie doch nicht nur für unsere Hochschule oder Einzelne relevant, sondern für viele Menschen im gesamten SAGE-Bereich¹: Es geht um bessere Bedingungen für Pflegende und Therapeut_innen im Beruf und in der Hochschulbildung und ein resilienteres Gesundheitssystem. Es werden zuverlässige und gerechtere Bildungschancen und Rahmenbedingungen von Bildung in der Kindheit und Jugend beschrieben. Dazu gehört der geplante Masterstudiengang „Pädagogik der Kindheit im Grundschulalter“, der noch im Gespräch mit dem Land Berlin ist.

In der erträumten Zukunft ist auch das Recht auf Wohnen (endlich) umgesetzt.

Die Autor_innen schreiben von einem Studium, das den Körper mit berücksichtigt und sinnlicher angelegt ist, das frei ist von Rassismen und Diskriminierungen und barrierefrei für alle.

Zum lauen Sommerabend passt der Artikel über eine klimagerechte Soziale Arbeit und ein Studium an der ASH Berlin, das nachhaltig und klimaschützend ist.

Es ist sinnvoll und wichtig, Träume und Hoffnungen zu artikulieren, auszubuchstabieren, damit sie Realität werden. Wir können alle Wünsche in der bisherigen Geschichte und Arbeit der ASH Berlin sehr gut verorten, können auf Vieles verweisen, was wir bereits erreicht haben und was uns Erfahrung brachte. Wir haben als einzelne Expert_innen und als Hochschule recht konkrete Vorstellungen, wie wir die Vorhaben handelnd umsetzen können. All das hilft bekanntermaßen beim Erfüllen von Wünschen, den privaten wie auch denen unserer Hochschule.

Dazu gehört auch eine gehörige Portion Rückenwind aus dem hochschulpolitischen Kontext. Diesen erwarten wir uns bei unserem hochschulpolitischen Wahlcheck mit den Politiker_innen von fünf Fraktionen des Abgeordnetenhauses. Die Politik ist auch beim Spatenstich zu unserem Neubau am 13.9.2021 bei uns zu Gast – hoffentlich präsent auf dem Kokoschkaplatz, der entstehenden Baugrube. Dieser Termin ist ein Riesenerfolg für alle, die sich durch ihre Mühen auf allen Ebenen daran beteiligt haben: Herzlichen Dank dafür! Der Neubau ist ein großer Schritt in die Zukunft der Hochschule.

Die vor uns liegende Aufgabe wird sein, die Hochschule auf solide finanzielle Grundlagen zu stellen. Sie ist nachgewiesenermaßen weit unterdurchschnittlich ausgestattet – verglichen mit den anderen Hochschulen des Nordens im Fach Sozialwesen, inklusive Gesundheitswissenschaften. Erschreckenderweise verschlechtert sie sich im Vergleich im Zeitraum des extremen Wachstums 2018–2022 weiter. Dieser Erkenntnis muss ein Bekenntnis des Landes Berlin für die SAGE-Fächer und ihre größte SAGE-Hochschule folgen. Denn die Anerkennung der Berufe und Professionen des Sozial- und Gesundheitswesens setzt mehr Wertschätzung, z.B. durch bessere Arbeitsbedingungen und eine adäquate Bezahlung der Fachkräfte, voraus.

Und sie beginnt mit der auskömmlichen Finanzierung der SAGE-Disziplinen und der SAGE-Hochschulen!

Viel Spaß beim Lesen unserer alice „Und dann? Träume, Wünsche, Hoffnungen für ein Leben mit und nach der Pandemie“.

Und danke an alle, die zum Heft beigetragen haben!

Ihre

Bettina Völter

¹ SAGE steht für Soziale Arbeit, Gesundheit, Erziehung und Bildung



30 | Was ist anders – was wird besser – was wird schwierig?

Junge Menschen aus Wohngruppen diskutieren mit Hochschuldozent_innen über die Pandemie

56 | Sexualisierte Gewalt und Gewalt in Partnerschaften

Situation und Versorgung von Menschen mit Gewalterfahrungen unter Pandemiebedingungen

Inhalt

Hochschulleben

- 04 Gemeinsam gestalten – Interview mit der neuen Prorektorin
- 06 Die Alice Salomon Hochschule Berlin wird 50 – ein Jubiläumsband
- 07 50 Jahre Berliner Fachhochschulen – eine Erfolgsgeschichte
- 08 „Stabiles Grundgerüst“ – Perspektiven der Diversity Kommission
- 10 Interview zum Berater_innennetzwerk Antidiskriminierung

Im Mittelpunkt

- 12 Und dann? Träume, Wünsche, Hoffnungen für ein Leben mit und nach der Pandemie
- 15 Die Zukunft der Pflege
- 16 Vorhersagen und Wünsche für den Gesundheitsbereich
- 17 2031: Therapieberufe in Deutschland
- 20 Public Health und Prävention in der Pandemie
- 24 Corona-Pandemie – Implikationen für ein resilientes Gesundheitssystem



- 26 Gerechtere Bildung in der frühen Kindheit nach der Pandemie

- 26 Der geplante Masterstudiengang „Pädagogik der Kindheit im Grundschulalter“

- 28 Das Kinderforscher*zentrum HELLEUM in und nach der Pandemie



Erprobung digitaler Ansätze mit Kindern im HELLEUM

- 30 Junge Menschen aus Wohngruppen der Jugendhilfe diskutieren mit Hochschuldozent_innen über die Pandemie und ihre Folgen
- 32 Klimagerechte Soziale Arbeit im Jahr 2035
- 33 Meine Vision: Das Recht auf Wohnen wird umgesetzt!
- 35 Das ideale Arbeitsleben der Zukunft
- 36 Hochschullehre 2.0 ?!
- 37 Perspektive für die zukünftige Hochschullehre
- 38 Wie kann eine barrierefreie Hochschule von morgen aussehen?
- 39 Imagine! ASH Berlin als eine rassismus- und diskriminierungsfreie Hochschule
- 40 Einfach sein können – Vision für eine Hochschule
- 42 Engagiert forschen – Promovieren in der Pandemie und Wünsche für die Zukunft
- 43 Pädodigitalisierung – Ein postpandemisches Thema für Nachwuchsforscher_innen
- 44 Wie das Alice Salomon Archiv in der Zukunft aussehen könnte



alice

Nº 41 Sommersemester 2021

85 | Soziale Arbeit im globalen Weltgeschehen

Katharina Schreiber verbringt ihr Auslandssemester gerade an der Soongsil University in Seoul

alice forscht

46 **Digitaler Hass: Rassismus, Antisemitismus und Verschwörung**

48 Hygieia: Hygienekonzept und Infektionsschutz für die Veranstaltungsbranche

50 „Is'nie ok!“ – Prävention von sexualisierter Gewalt gegen Jungen*

52 Inklusion und digitale Bildung

54 Alleinerziehend in der Pandemie

56 Sexualisierte Gewalt und Gewalt in Paarbeziehungen

76 ASH-IQ



Vom Projekt zur nachhaltigen Verankerung

78 Agile Netzwerkstruktur für Qualitätsentwicklung in Studium und Lehre

80 Achtsamkeit im Bildungsbereich

Hörsaal

58 Fotografien aus dem Lockdown

68 **Pflegen lernen ohne Kontakt**

70 Interview über die mediale Repräsentanz der Physio- und Ergotherapie

72 **The body, online – The Somatic Mediation Course as taught online**



73 Soziale Arbeit und Comics

Seitenwechsel

82 **In Verbindung bleiben – Rückblick auf den 1. Alumnitag**

83 Interview mit Alumna Josephine Löffler

85 Soziale Arbeit im globalen Weltgeschehen – Auslandssemester in Seoul

88 Alice im Land der Selbstständigkeit

91 Die letzte Meldung

92 Impressum



Ein Interview mit der neuen
Prorektorin für Studium und Lehre
Dagmar Bergs-Winkels

Gemeinsam gestalten

Seit 2019 arbeiten Sie an der ASH Berlin als Professorin für Kindheitspädagogik im Studiengang Erziehung und Bildung in der Kindheit. Was haben Sie vorher gemacht?

Von 2007 bis 2019 war ich als Professorin für Erziehungswissenschaften in der Fakultät Wirtschaft und Soziales im Studiengang Bildung und Erziehung in der Kindheit im Department Soziale Arbeit an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg

(HAW Hamburg) tätig. Außerdem war ich stellvertretende Departmentleitung und Prodekanin für Studium, Lehre und Internationales. Als erste neu berufene Professorin für den kindheitspädagogischen Studiengang hatte ich die Möglichkeiten, diesen zu entwickeln und auszugestalten. 2010 habe ich außerdem gemeinsam mit Kolleg_innen und Studierenden eine Kita für zirka 40 Kinder gegründet, die Kita Campus-Kinder, die Räume im Hochschulgebäude mietet. Inzwischen gibt es auch eine zweite Kita, die Kita QuartiersKinder,

und beide werden von Absolvent_innen Kindheitspädagogischer Studiengänge der HAW Hamburg und der ASH Berlin geleitet, was mich ganz besonders freut. Die Kita ist ein absolutes Herzensprojekt und deshalb bin ich weiterhin im Vorstand des Trägervereins tätig.

Davor war ich sieben Jahre an der Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster als Studienrätin im Hochschuldienst, Lehrkraft mit besonderen Aufgaben im Bereich allgemeine und vergleichende Erziehungswissenschaften tätig. In dieser Zeit habe ich zu

Arbeitseinstellungen von Jugendlichen im internationalen Vergleich habilitiert und hatte ein Semester eine Gastprofessur zu „Qualitative and Quantitative Research Methods“ an der International University Bremen, heute Jacobs University Bremen.

Davor war ich in unterschiedlichen Stellenkontexten (WiMi; Assistentin; DFG Drittmittel) an der FU Berlin tätig und habe dort auch promoviert. Zu dieser Zeit hatte ich regelmäßige Lehraufträge an der ASH Berlin im Bereich Forschungsmethoden, sowohl in der Sozialen Arbeit als auch in Pflege.

Die Rückkehr nach Berlin ist also eine Rückkehr in die „alte Heimat“ und ich freue mich sehr, dass ich, nachdem ich jahrelang gependelt bin, jetzt wieder in meiner Wahlheimat Berlin lebe und arbeite.

Was sind Ihre Forschungsschwerpunkte?

In der Forschung und der Lehre verorte ich mich im Bereich der Qualitativen und Quantitativen Forschungsmethoden, der Kindheitspädagogik und der Begabungsförderung im vorschulischen Kontext. Als Erziehungswissenschaftlerin komme ich aus der Tradition der empirischen Bildungsforschung. Ich habe im Rahmen meiner Dissertation auch Forschungserfahrung im Kontext von Organisationsentwicklung gesammelt. Das ist sicherlich im Hinblick auf meine neue Aufgabe nicht verkehrt.

Welche Erfahrungen bringen Sie mit in Ihre neue Funktion?

Eine ganze Menge, insbesondere aus meiner Hamburger Zeit. An der HAW Hamburg war ich Studiengangsleitung des Studiengangs Bildung und

Erziehung in der Kindheit. Von 2009 bis 2011 war ich zudem stellvertretende Departmentleitung im Department Soziale Arbeit und ab 2011 Prodekanin der Fakultät Wirtschaft und Soziales für Studium und Lehre und Internationales. Die Fakultät, eine von vieren, war diverser als die ASH Berlin und dort studieren ca. 4.000 Studierende. In meiner Tätigkeit hatte ich es fakultätsintern, aber auch fakultätsübergreifend mit sehr unterschiedlichen Disziplinen und Fachkulturen zu tun, was ich sehr genossen habe, da es den eigenen Blick erweitert und einen Perspektivwechsel für gemeinsame Projekte unbedingt nötig macht. In meiner Zeit als Prodekanin habe ich mit viel Begeisterung ein internationales Semester installiert und den kompletten Prozess hin zu einer systemakkreditierten Hochschule mitgestaltet.

Außerdem bin ich seit 2013 Mitglied des Akkreditierungsausschusses des Wissenschaftsrates für private und kirchliche Hochschulen. Auch hier lerne ich eine Fülle von anderen Organisationsformen und sehr unterschiedliche Perspektiven kennen. Ich schätze es sehr, mit Kolleg_innen aus unterschiedlichen Fachdisziplinen über Bedingungen der Freiheit von Forschung und Lehre und Qualitätsstandards von Hochschulen zu diskutieren.

Sie werden den Themenbereich Studium und Lehre übernehmen. Was steht dort an?

Die Zuständigkeitsbereiche sind klassischerweise die Qualitätsentwicklung in Studium und Lehre sowie Lehraufträge, Gastlehrverträge, Berufungsverfahren und andere Belange der Studiengänge. Auch die Alumniarbeit gehört zu meinen Aufgaben.

Darüber hinaus steht der Alice Salomon Award in Kürze an.

Das Thema Weiterbildung gehört ebenfalls zum Kernbereich Studium und Lehre. Das ist nun im Zuge der neuen Organisationsstruktur durch die Gründung der zwei Fachbereiche ein spannendes Thema, was Verortung und Inhalte angeht.

Die Gründung der Fachbereiche ist ebenfalls ein interessanter Organisationswandel, der der ASH Berlin ins Haus steht. Hier bringe ich aus Hamburg sicher einige Erfahrung in der Ausgestaltung von Fachbereichen und beim Aufbau von Kommunikationsstrukturen zwischen Studiengängen, Fachbereichen, Dekanat und Hochschulleitung mit.

Und natürlich gehört die Etablierung der Servicestelle Studium und Lehre zu meinen interessanten Aufgabenbereichen. Hier bin ich gerade in Übergabegesprächen und freue mich über die erfolgte Gründung und die interessanten Themenbereiche und Aufgaben, die sich hier bündeln. Auch hier bringe ich aus Hamburg einige Erfahrung mit: Dort haben wir im Rahmen des Digitalpakts Lehre eine Servicestelle aufgebaut. Ich bin hier aber vor allem interessiert an den Ideen und Impulsen der Beteiligten und möchte gemeinsam in einen produktiven Gestaltungsprozess einsteigen. Ich gehe davon aus, dass die Servicestelle ein Ort für Unterstützung, Innovation und Kreativität wird und freue mich, dabei zu helfen.

Ich freue mich sehr auf die Zusammenarbeit mit allen Mitgliedern und die Mitgestaltung der Hochschule! ■

Das Interview führte Barbara Halstenberg.

Die Alice Salomon Hochschule Berlin wird 50 – ein guter Grund für einen Jubiläumsband



Anna Bessler, Silke Birgitta Gahleitner, Gudrun Piechotta-Henze, Bettina Völter und Anja Voss

Ein Jubiläum stellt per se ein herausforderndes Ereignis dar: für die zu feiernde Institution und die beteiligten Menschen. Dies gilt umso mehr, wenn es – wie beim 50-jährigen Bestehen der ASH Berlin als Fachhochschule – in die Zeit einer Pandemie fällt, in der Kommunikation sich schwierig gestaltet und dazu noch mit der Fachbereichsgründung eine strukturelle Umbruchsituation ansteht. Wie können hier das Gefühl für und die Arbeit an gemeinsamer fachlicher Orientierung, geteilte Werte und gemeinsame Ziele erhalten und geschaffen werden? Um Kommunikationsprozesse anzuregen, wurden Treffen arrangiert. Ziel und Zweck war der freie Austausch über aktuelle Themen. Das Jubiläum bot Anlass, über die 50 Jahre von der FHSS im Berliner Bezirk Schöneberg über die ASFH bis zur heutigen ASH Berlin in Marzahn-Hellersdorf nachzudenken.

Und dies nicht zum ersten Mal: Die Sozialarbeitsschule von Alice Salomon hat schon einmal einen 50. Jahrestag gefeiert, am 6. November 1958. Die damalige Festschrift war der Gründerin Alice Salomon gewidmet. Ihr war 25 Jahre zuvor wegen ihrer jüdischen Herkunft der Zutritt zu ihrer eigenen Schule verwehrt worden. Wenige Jahre später (1937) wurde sie von der Gestapo ins Exil gezwungen und verstarb 1948 vereinsamt in New York. Darüber – und wie aktiv sich die Schule im NS-Regime an der Euthanasie und Zwangssterilisationen beteiligte – wurde lange geschwiegen. Erst in den 1970er-Jahren wurde die Beteiligung an den Verbrechen aufgegriffen, das Schweigen und die Leugnung beendet. Der Jubiläumsband gibt mit einem kleinen Artikel aus dem Alice Salomon Archiv Einblicke in diese Prozesse.

Gesellschaftspolitische Verantwortung, gelebte Interdisziplinarität und -professionalität sowie der Fokus auf Chancengerechtigkeit, Diversity und Nachhaltigkeit sind als Antworten auf die damalige Verdrängung heute wesentliche Elemente des Leitbildes. Dieses prägt und eint das SAGE-Profil der Hochschule. Die Hochschule greift Anforderungen aus der Gesellschaft auf und setzt innovative Programme auf. Ausgewiesene Expert_innen entwickeln neue Studiengänge und Weiterbildungsprogramme, setzen kreative Lehr-Lernarrangements um, wie z. B. Online Lehr- und Transferangebote. Fünf Artikel aus den Professionsbereichen Soziale

Arbeit, Gesundheit sowie Erziehung und Bildung geben dazu Auskunft – u. a. in einem Artikel mit dem Titel: „Neun (Geburtstags-)Überraschungen“.

Die ASH Berlin begleitet zudem zahlreiche Promotionen, wirbt umfangreiche Drittmittelprojekte ein und beschäftigt Nachwuchswissenschaftler_innen. Unter dem Titel „Promotionen anregen, begleiten und begutachten: Ein Engagement mit Hindernissen“ wird dies eindrücklich beschrieben. Drei Interviews mit Nachwuchswissenschaftler_innen beleuchten den Prozess auch aus dieser Perspektive. Die großen Entwicklungen der Fachhochschulgeschichte, wie etwa die Erweiterung des Aufgabenspektrums um Forschung, Wissenstransfer, Third and Fourth Mission sowie Qualitätssicherung, Digitalisierung und die Zunahme von Autonomie der Hochschulen spielen letztlich für die gesamte Hochschule und alle Mitgliedergruppen eine zentrale Rolle und spiegeln sich auch in der Entwicklung der Hochschulverwaltung der heutigen Alice Salomon Hochschule wider. Auch dieses Thema greift der Jubiläumsband auf eine lebendige Art und Weise auf.

Die Corona-Krise hat für die gesamte Hochschule den Alltag verändert. Aus dem (wissenschaftlichen) Austausch zur Bedeutung der Pandemie für Gesellschaft und Hochschule, wurde ein interdisziplinärer Prozess mit dem Ziel, die Expertise der SAGE-Hochschule in den gesellschaftspolitischen Diskurs einzubringen. Eine Stellungnahme im Jubiläumsband leitet daraus die gesellschaftspolitischen Analysen und Forderungen für den künftigen Umgang damit ab. In einem weiteren Beitrag spiegeln sich verschiedene Perspektiven zur Fassadendebatte.

Der Jubiläumsband soll anlässlich der 50 Jahre Fachhochschule in feierlichem Rahmen einer breiten Öffentlichkeit, Politik und Verwaltung vorgestellt werden. Wir wünschen uns jedoch auch, dass dieses Buch den Debatten im Bereich der SAGE-Disziplinen Nahrung bietet und unser Zusammengehörigkeitsgefühl stärkt. Vor allem aber soll der Jubiläumsband nach innen für Studierende und Mitarbeitende wie nach außen für Politik und Gesellschaft zukunftsgerichtet die Aufgaben, Leistungen, Probleme und Lösungswege der Hochschule vermitteln. ■

50 Jahre Berliner Fachhochschulen – eine Erfolgsgeschichte

Mit der gemeinsamen Social Media Kampagne „50 Jahre – 50 Köpfe“ präsentieren die sechs Fachhochschulen Berlins ihr geballtes Expert_innenwissen und ihre Vielfalt

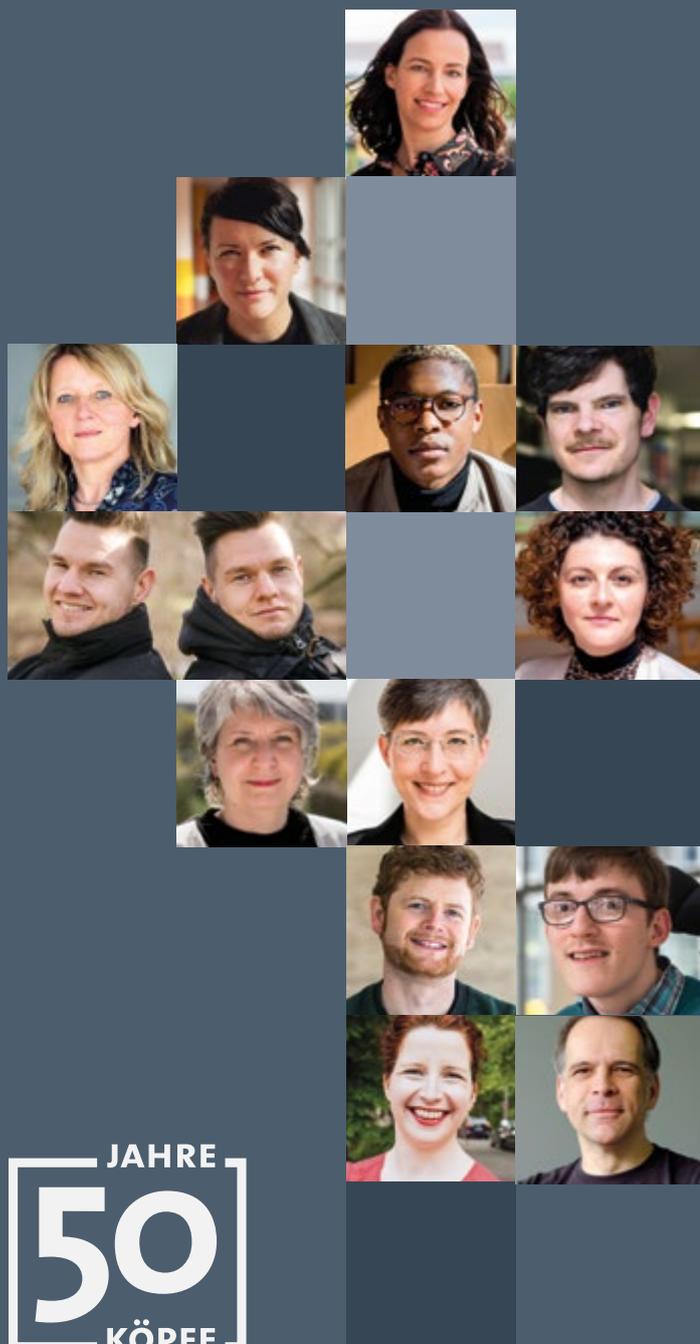
Susann Richert

Die Alice Salomon Hochschule Berlin feiert in diesem Jahr ihr 50-jähriges Bestehen als Fachhochschule.¹ Aber nicht nur die ASH Berlin, auch die anderen fünf Berliner Fachhochschulen (Beuth Hochschule für Technik, Hochschule für Technik und Wirtschaft, Hochschule für Wirtschaft und Recht, Evangelische Hochschule und Katholische Hochschule für Sozialwesen) feiern 2021 ihren 50. Geburtstag.

Nun präsentieren die sechs Berliner Fachhochschulen mit der gemeinsamen Social-Media-Kampagne „50 Jahre – 50 Köpfe“ ihr geballtes Expert_innenwissen und ihre Vielfalt. Auf der Website www.ash-berlin.eu/50jahre50koepfe werden 50 Angehörige der sechs Bildungseinrichtungen in kurzen Interviews und mit Porträtfotos vorgestellt. Unter ihnen sind Lehrende, Studierende, Wissenschaftliche Mitarbeiter_innen, Alumni und Verwaltungsmitarbeitende, so dass die Kampagne einen Querschnitt der Hochschulen abbildet. „50 Jahre – 50 Köpfe“ zeigt die Besonderheiten und Attraktivität von Fachhochschulen und gibt den interessanten und vielfältigen Menschen, die an Fachhochschulen studieren, arbeiten, lehren und forschen, eine Stimme und ein Gesicht.

Die vier staatlichen und zwei konfessionellen Fachhochschulen leisten mit mehr als 320 Studiengängen, knapp 50.000 Studierenden sowie rund 930 Professor_innen und 3.000 Lehrbeauftragten einen unverzichtbaren Beitrag zur Vielfalt von Lehre und Forschung. Fachhochschulen punkten in bundesweiten Rankings vor allem durch gute Studienbedingungen in Kleingruppen, qualitativ hochwertige, praxisnahe Studieninhalte und hervorragende Jobchancen für ihre Absolvent_innen. Mit ihrer anwendungsorientierten Forschung und Entwicklung sind Fachhochschulen außerdem Innovationsschmieden und damit ideale Kooperationspartnerinnen für kleine und mittelständische Unternehmen. ■

¹ Im Jahr 1971 wurde mit dem „Gesetz über die Fachhochschulen im Lande Berlin“ die „Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik“ – heute Alice Salomon Hochschule Berlin – gegründet. Als Bildungseinrichtung konnte die ASH Berlin bereits 2008 ihr 100-jähriges Bestehen feiern, denn 1908 gründete Alice Salomon mit Unterstützung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses die zweijährige „Soziale Frauenschule“ in Berlin-Schöneberg. 1968 wurde daraus die „Akademie für Soziale Arbeit“ und im Rahmen der Bildungsreform Ende der 1960er Jahre wurde die Akademie im Jahre 1971 zur „Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik“ unter Einschluss der katholischen „Helene-Weber-Akademie“ und des „Seminars der Arbeiterwohlfahrt“ erweitert.



www.ash-berlin.eu/50jahre50koepfe

v.l.n.r.: Prof. Dr. Rahel Dreyer, Professorin für Pädagogik und Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre, ASH Berlin • Prof. Dr. Hürrem Tezcan-Güntekin, Professorin für Public Health, ASH Berlin • Prof. Dr. Melita Grieshop, Professorin für Hebammenwissenschaft, EHB, © Florian von Ploetz • Fogha Mc Cornilius Refem, Student im Masterstudiengang Social Work as a Human Rights Profession, ASH Berlin • Joachim Dinter, Open Access-Referent, ASH Berlin • Marcus und Max Laudan, BWL-Studenten, HTW Berlin, © Alexander Rentsch • Silvia Ben Mahrez, Referentin für die Diskriminierungskritische Öffnung der Hochschule sowie die Förderung von Bildungsbiografien, ASH Berlin • Prof. Dr. Esra Erdem, Professorin der Sozialökonomie und Sozialmanagement, ASH Berlin • Azize Kasberg, Wissenschaftliche Mitarbeiterin, ASH Berlin • Jannes Boekhoff, Lehrkraft für besondere Aufgaben mit dem Schwerpunkt Pädagogik der Kindheit, KHSB, © Walter Wetzler • Oliver Bluhm, Student im Bachelorstudiengang Soziale Arbeit, ASH Berlin • Prof. Dr. Antje Tölle, Professorin für Zivilrecht für die Öffentliche Verwaltung, HWR Berlin, © Oana Popa-Costeana • Prof. Dr. Manfred Hild, Professor für Digitale Systeme und Humanoide Robotik, BHT Berlin, © Martin Gasch. Aus Platzgründen werden hier nur die acht beteiligten „Köpfe“ der ASH Berlin und je eine Person der anderen fünf Fachhochschulen gezeigt. Die acht abgebildeten Personen der ASH Berlin hat Michael Schaaf fotografiert.

Stabiles Grundgerüst

Inklusiver und sicherer Bauplan für die Hochschulentwicklung unter Pandemiebedingungen – Perspektiven der Diversity-Kommission

Urte Böhm, Barbara Schäuble und Sandra Smykalla

Rückblick auf 3 Jahre Arbeit der Diversity-Kommission

Seit 2018 hat die ASH Berlin eine Diversity-Kommission, die die Hochschulleitung und den Akademischen Senat berät – insbesondere im Hinblick auf die Entwicklung eines bis 2020 vorzulegenden Diversity-Konzeptes, in das das Gleichstellungs-Konzept der ASH Berlin eingebettet werden soll. 2019 folgte der Akademische Senat einem Vorschlag der Kommission, dieses Konzept in einem auf breiter Beteiligung beruhenden Organisationsentwicklungsprozess zu entwickeln. Im Juli 2020 sprach sich der Akademische Senat zudem auf Antrag der Kommission dafür aus, eine Stelle „Diversity-Koordination“ (vgl. die Vorstellung von Marion Wesso auf der rechten Seite) sowie die Position einer „Interessenvertretung und Gleichstellung im Bereich Antirassismus/Antisemitismus“ zu besetzen.

Mit diesen Beschlüssen ging der Senat einen konkreten Schritt in Richtung der Umsetzung des 2011 verabschiedeten Hochschulleitbildes und entsprechenden Formulierungen im Hochschulentwicklungsplan 2016–2020. Er folgte zudem der Diversity-Kommission in ihrer Einschätzung und Beratung, dass die Realisierung sozialer Gerechtigkeit an der ASH Berlin als Bildungsorganisation nicht allein auf punktuellen Fortbildungsmaßnahmen und befristeten Projekten fußt. Auch Infrastrukturen, Ressourcen, Rechte, strukturell verankerte Teilhabe sowie proaktive Antidiskriminierungsarbeit gehören dazu. Damit hat die ASH Berlin konkrete „Bauvorhaben“ zugunsten einer diversitätsbewussten Organisationsstruktur und -kultur in Angriff genommen.

Erfolge und Stand heute

Der Fokus der „Strukturbildung“, den die Diversity-Kommission in ihrer Arbeit verfolgt, ergibt sich aus der Beobachtung, dass es der ASH Berlin in Bezug auf „Diversity“ oft genügt, nach innen und nach außen auf ihr umfangreiches, vielfältiges und emanzipatorisches Engagement in Projekten, Initiativen und Arbeitsgruppen zu verweisen. Die anlassbezogenen Initiativen von Engagierten aus allen Mitgliedergruppen hängen jedoch nicht selten an damit allein gelassenen Einzelpersonen, für die die Arbeit oft zu einem enormen Kraftakt wird, insbesondere wenn sich das Bild vermittelt, dass im Bereich Diversity das Feld bereits bestellt sei. Sie versprechen auch oft mehr, als Einzelne langfristig halten können, da eine strukturelle Verankerung, eine entsprechende Ressourcenausstattung sowie längerfristige strategische Planung fehlen.

Wenn Diversity konsequent Teil der SAGE-Profilbildung der ASH Berlin sein soll, reicht es weder aus, Vorhandenes unter einem Dach zu bündeln, noch allein Einzelmaßnahmen zu befördern, denn dies macht noch keine Organisationsentwicklung aus.

Maßnahmen für eine inklusive Didaktik, Antidiskriminierungsberatung und Empowerment-Projekte stellen zwar sehr notwendige und sinnvolle, aber eben nur einzelne Bausteine eines umfassenden Diversity-Konzeptes dar. Eine Diversity-Strategie hat dagegen zum Ziel, Maßnahmen und Aufgaben aus verschiedenen Handlungsfeldern der Hochschule miteinander zu verzahnen.

Bleibe die situative Bearbeitung jedoch künftig der alleinige Weg rund um Diversity-Policies und Antidiskriminierungsarbeit, dann bliebe die ASH Berlin nicht nur deutlich hinter ihren Ansprüchen sowie denen anderer Hochschulen, die diesbezüglich teilweise recht gut aufgestellt sind, zurück. Verspielt würde zudem auch die Chance, eine gerechtigkeitsorientierte Hochschulentwicklung mit den aktuell stattfindenden Reformprozessen strategisch wie strukturell zu verknüpfen. Mit dem Ausbau einer antirassistischen Gleichstellungsstruktur und einem kompetenten, gut abgesicherten diversitätsorientierten Organisationsentwicklungsprozess würde die ASH Berlin einlösen, was sie Praxis-Organisationen im SAGE-/Care-Feld anrät: Einen gleichstellungsbezogenen Organisationswandel. Dazu gehört auch, unterschiedlichen Ungleichheiten und Machtverhältnissen Rechnung zu tragen und die spezifisch entwickelten Gleichstellungspolitiken einzubeziehen. Und es bedeutet, die dabei Aktiven – ausgestattet mit Ressourcen – zu befähigen und zu befugen, ihren Beitrag zur Gleichstellung und Arbeit gegen strukturelle Diskriminierung in intersektionaler Perspektive zu leisten. Mit der konsequenten Umsetzung der Beschlüsse des Akademischen Senats (AS) würden zudem Expertisen verbunden, Informationsflüsse verbessert, verlässliche Prozesse geschaffen und prekäre Projekte sowie nicht zuletzt auch Beschäftigungsverhältnisse, die viel zum guten Ruf der ASH Berlin beitragen, abgesichert.

Wie soll es an der ASH Berlin weitergehen? Inklusive und gesicherte Wege durch die Dreifachkrise aus Pandemie, struktureller Benachteiligung und Überlastung der Hochschulmitglieder

Die ASH Berlin steht aktuell, wo die Corona-Pandemie soziale Ungleichheiten verschärft hat und die Ressourcen ihrer Mitglieder in der Bewältigung der Krise gefordert hat, vor der Aufgabe, die Verantwortung für den weiteren Bau von Gleichstellungsstrukturen zu übernehmen. Insbesondere

unter dem Eindruck der gesellschaftlichen Diskursverschiebungen und der zu erwartenden Kämpfe um die öffentlichen Haushalte in und nach der Corona-Pandemie, sollte die Hochschule als Bildungseinrichtung soziale Gerechtigkeit, Diskriminierungsprävention und -schutz konsequent weiter ausbuchstabieren und entsprechend priorisieren. Angeknüpft werden kann dabei z. B. an die vielbeachtete SAGE-Erklärung von Professor_innen der ASH Berlin, die die Hochschule in gesamtgesellschaftlicher Perspektive verortete, sowie an die Aktivitäten der HSL-Care-Initiative, die die Corona-Folgen im Kontext ohnehin knapper hochschulischer Rahmenbedingungen analysiert.

Es ist Zeit, dass die ASH Berlin ressourcenabgesicherte Strukturen schafft, die ihrem Ruf gerecht werden. Dieser Aufbau muss partizipativ entwickelt werden. Eine Bauplanung dafür hat die Diversity-Kommission vorgelegt und der Akademische Senat hat diese besiegelt. Nun heißt es, den begonnenen Rahmen mit vielen Verbündeten gemeinsam zielgerichtet und konsequent auf- und auszubauen.

Ein Schritt neben den genannten Maßnahmen ist, die Kommissionsarbeit auf Dauer in den Geschäftsprozessen der Hochschule zu verankern und die Diversity-Kommission als ständige Kommission des Akademischen Senats einzurichten. Damit wird die strategische Beratung zu den bisherigen und zukünftigen Beschlüssen des AS aus einem machtkritischen, intersektionalen Diversity-Verständnis fortgesetzt und der Anspruch auf Mitgestaltung/-bestimmung in hochschul-internen Entwicklungsprozessen (wie z. B. rund um das Frauen*-Büro und den Bereich „Gleichstellung und Antidiskriminierung“) gewahrt. Es gibt viel zu tun ..., aber auch schon einen Plan, ein ideelles Fundament! ■

Weitere Informationen:

Diversity-Kommission des Akademischen Senats der ASH Berlin (2020): Überlegungen zur diversitybezogenen Organisationsentwicklung – Schritte zu einer Diversity-Strategie der ASH Berlin, www.ash-berlin.eu/hochschule/organisation/akademische-selbstverwaltung/diversity-kommission/



Marion Wesso Neue Diversity-Koordinatorin

Seit Mitte März arbeite ich als Diversity-Koordinatorin an der ASH Berlin.

Zu meinen Aufgabenbereichen gehören unter anderem die Koordination der Erarbeitung einer ersten Diversity-Strategie, des Diversity-Audits sowie die Beratung der Hochschulleitung in Fragen zur diversitätsorientierten Hochschulentwicklung.

Ich verstehe Diversity als einen Ansatz vieler Möglichkeiten: Ich sehe in ihm Potenzial für kritische und intersektionale Analysen, eine Folie, um hegemoniale Strukturen zu erkennen und Herrschaftskritik zu formulieren. Zugleich kann er auch Basis für Antidiskriminierung und Empowerment sein.

An der Hochschule stellen Diversity und Diversitätsorientierung für mich eine Querschnittsaufgabe dar. Es betrifft alle Bereiche, wie z. B. Studium und Lehre, Personalmanagement, Hochschulkultur, Kommunikation etc.

Ich möchte dazu beitragen, nachhaltig Chancengleichheit zu erhöhen und proaktiv Diskriminierung entgegenzuwirken sowie diskriminierende Strukturen abzubauen und Diversity strukturell in der Hochschule zu verankern.

Besonders spannend finde ich die Reichweite, die eine aktive Diversitätsorientierung an der ASH Berlin haben kann. Als Hochschule, die Fachkräfte für Soziale Arbeit, Gesundheit sowie Erziehung und Bildung ausbildet, sehe ich großes Potenzial darin, dass sich die Implementierung von Diversity in der Hochschule auch auf die Adressat_innen der SAGE-Berufe auswirkt.

Ich arbeite seit vielen Jahren im Bereich Diversity und Antidiskriminierung, überwiegend im Kultur- und Bildungsbereich. Meine Schwerpunkte liegen hier in der diversitätsorientierten Organisationsentwicklung und Beratung sowie der Sensibilisierung durch Diversity-Trainings und Workshops. Weiterhin habe ich Prozesse von Bürger_innenbeteiligung begleitet und konzipiert. Partizipation stellt für mich auch für kritische Diversity einen wichtigen Pfeiler dar.

Ich freue mich darauf, gemeinsam mit den vielen Aktiven und Initiativen an der ASH Berlin, den Prozess der diversitätsorientierten Hochschulentwicklung mitzugestalten.

„Lernorte wie Hochschulen haben eine besondere Verpflichtung, Diskriminierungsschutz zu bieten.“

Interview mit Savira Pervaiz
zum Berater_innennetzwerk Antidiskriminierung

Savira, möchtest Du Dich kurz vorstellen?

Ich bin seit November 2019 stellvertretende Frauen*beauftragte an der ASH Berlin und seit Oktober 2020 Studentische Mitarbeiterin in dem neuen Masterstudiengang „Soziale Arbeit – Kritische Diversity und Community Studies“ (KriDiCo). Ich studiere selbst den Bachelor Soziale Arbeit und bin seit einigen Jahren im Bereich der Antidiskriminierungsarbeit aktiv.

Warum braucht es ein Berater_innennetzwerk?

Kurz gesagt: Weil an der ASH Berlin Diskriminierung stattfindet. Die ASH Berlin ist genau wie die Gesamtgesellschaft ein Ort, wo Menschen Erfahrungen machen, die sie benachteiligen, ausgrenzen oder negativ belegen. Dies kann zu psychischen und physischen Beschwerden, schlechteren Leistungen bis hin zum Abbruch des Studiums oder Kündigung des Beschäftigungsverhältnisses führen.

Es braucht daher eine Struktur, die Betroffenen hilft, ihre Erfahrungen aufzuarbeiten und zu verstehen. Es braucht Menschen, die diese Erfahrungen ernst nehmen und wenn gewollt, Betroffene dabei unterstützen, sich zu beschweren. Beschwerden ermöglichen es der gesamten Hochschule, Leerstellen sichtbar zu machen, die Diskriminierung an Hochschulen ermöglichen und diese zu schließen. Beschwerden sollten nicht als etwas

Negatives, sondern als Wegweiser hin zu einer Veränderung der Hochschulkultur verstanden werden.

Lernorte wie Hochschulen haben eine besondere Verpflichtung, Diskriminierungsschutz zu bieten. Räume, in denen Menschen sich öffnen, um zu lernen und sich zu verändern, sind auch Räume, in denen sie vulnerabler sind. Als Arbeitsorte sind sie darüber hinaus verpflichtet, Diskriminierung entgegenzutreten und Chancengleichheit für Menschen zu schaffen. Neben der Antidiskriminierungssatzung ist das Berater_innennetzwerk zusätzlich zum funktionierenden Beschwerdemanagement ein Baustein zum Diskriminierungsschutz.

Wer ist noch Teil des Berater_innennetzwerks?

Neben den Beratungsstrukturen und Interessenvertretungen, die in der im Februar 2020 verabschiedeten Antidiskriminierungssatzung genannt werden – wie dem BIPoC-Referat, dem Queer-Referat, der Schwerbehindertenvertretung und den Frauen*beauftragten – sind auch Lehrbeauftragte und Kolleg_innen aus der Studierendenverwaltung dabei, die im Beratungsbereich aktiv sind. Teil des Berater_innennetzwerkes sind Studierende, Lehrende und Personen aus der Verwaltung. Leider konnte kein_e Professor_in gefunden werden, der/die sich am Berater_innennetzwerk beteiligt. Die Berater_innen sollen möglichst divers sein, um Menschen mit

Diskriminierungserfahrungen die Möglichkeit zu geben, Menschen anzusprechen, die ihre Erfahrungen aufgrund der eigenen Positionierung verstehen können.

In Workshops habt Ihr Grundlagen der Beratung erlernt. Was hast Du daraus mitgenommen?

Ich als Beraterin brauche fundierte Methoden und eine gute Grundstruktur, von der aus ich kompetente Beratung anbieten kann. Wir haben allgemeine Beratungskennnisse gewonnen und Methoden kennengelernt, um das Berater_innennetzwerk nachhaltig zu gestalten.

Eine weitere wichtige Sache, die ich gelernt habe, waren Grenzen der Beratung zu kennen – sowohl meine eigenen als auch die der Ratsuchenden.

Welche Bedeutung hat das Berater_innennetzwerk für Dich?

Das Berater_innennetzwerk ist für mich ein Raum zum Austausch und für Probleme, denen wir sonst alleine gegenüberstehen würden. Es ist ein Diskussionsraum, wo zum Beispiel ein Austausch über Datenschutz oder Beratungsstandards stattfinden kann. Aufgrund der diversen Zusammensetzung sind innerhalb des Berater_innennetzwerks „kurze Wege“, gegeben, beispielsweise zwischen Studierendenverwaltung und Studierenden. Hier können wir unabhängig von

Mitgliedergruppe auf Augenhöhe zusammenarbeiten und wissen, dass wir gemeinsame Ziele haben. Wenn ich mich zu einem Thema nicht so gut auskenne, finde ich im Berater_innennetzwerk Kompetenz und Unterstützung. Positiv hervorzuheben ist außerdem, dass ein stetiger Informationsfluss gegeben ist, was gerade an der Hochschule aktuell ist und Einfluss auf unsere Arbeit hat.

Außerdem verbinde ich mit dem Berater_innennetzwerk die Hoffnung, dass uns durch die Zusammenarbeit erleichtert wird, auch Leerstellen an der Hochschule zu finden, wo nachgebessert werden kann. Damit das Diskriminierungsrisiko an der Hochschule gesenkt wird und wir strukturelle Veränderungen voranbringen.

Wer kann sich an das Berater_innennetzwerk wenden?

Im Prinzip alle, die irgendetwas mit der ASH Berlin zu tun haben. Also Studierende, Beschäftigte, Lehrbeauftragte, aber auch andere Nutzer_innen wie Teilnehmende der Angebote des Weiterbildungszentrums oder Nutzer_innen der Bibliothek. Genauso wie Gäste bei Veranstaltungen. Wichtig ist es uns, dass Menschen niedrigschwellig angesprochen werden. Oft sind Personen nicht sicher, „ob das schon Diskriminierung war“ oder schämen sich/sind überfordert mit ihren Erlebnissen. Wir Erstberater_innen helfen beim Sortieren und unterstützen dabei, Handlungsperspektiven aufzuzeigen und weitere Schritte zu planen. Wenn notwendig, verweisen wir auf Fachberatungen. Wir können bei Gesprächen an der Hochschule begleiten oder bei Beschwerden unterstützen.

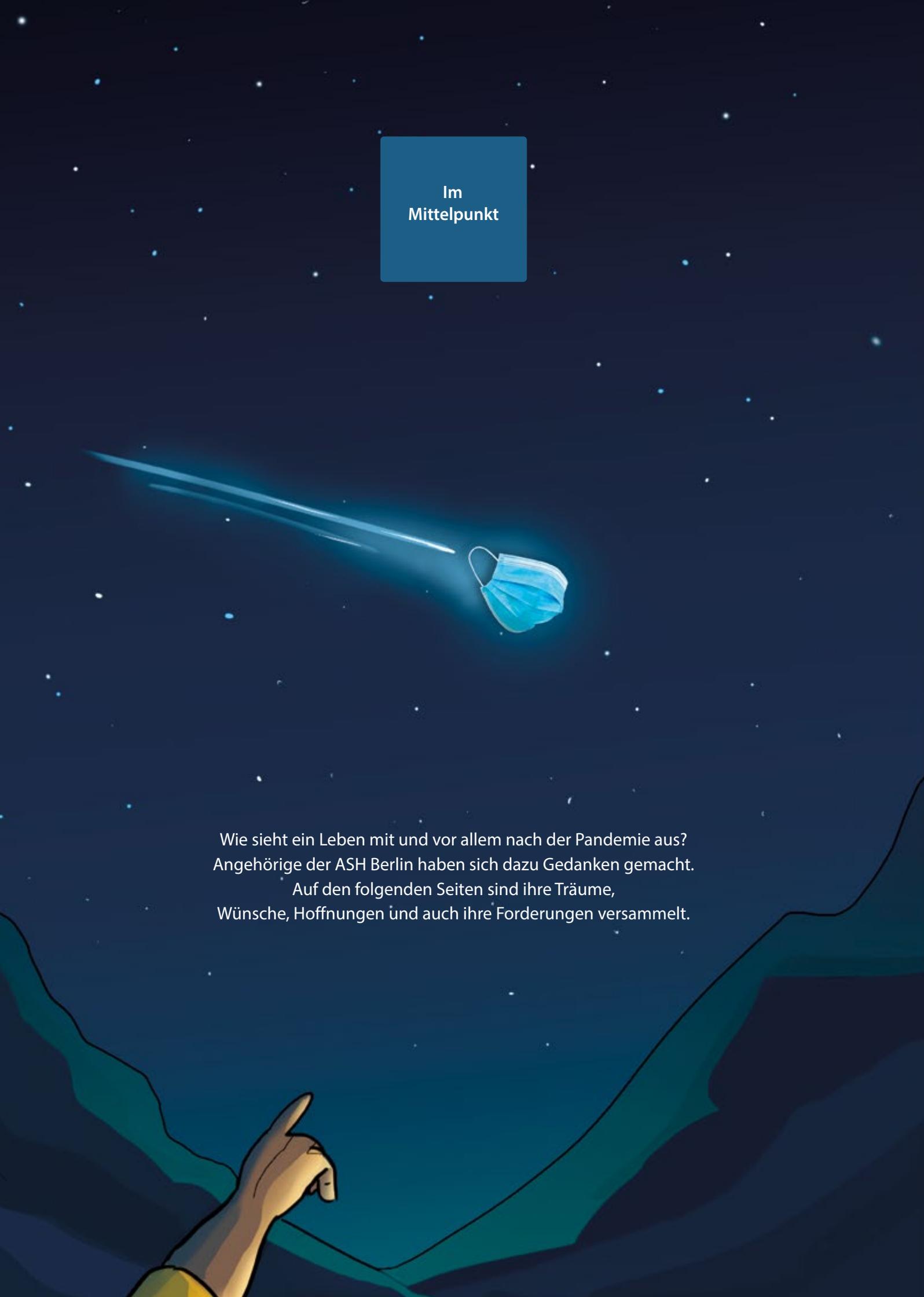
Wenn Ihr Diskriminierung erlebt oder beobachtet habt, könnt Ihr euch gern per E-Mail, auch anonym unter Nennung eines Pseudonyms, bei uns melden. ■

Weitere Informationen und Kontakt:

www.ash-berlin.eu/hilfe-bei-diskriminierung/

Das Interview führte Peps Gutsche.



The background is a dark blue night sky filled with small white stars. A bright blue meteor streaks across the sky from the upper left towards the center, leaving a long, glowing blue trail. At the end of the trail, a blue surgical mask is falling. In the bottom left corner, a hand with a yellow sleeve points upwards towards the falling mask. The overall mood is contemplative and hopeful.

Im Mittelpunkt

Wie sieht ein Leben mit und vor allem nach der Pandemie aus?
Angehörige der ASH Berlin haben sich dazu Gedanken gemacht.
Auf den folgenden Seiten sind ihre Träume,
Wünsche, Hoffnungen und auch ihre Forderungen versammelt.

Und dann?

Träume, Wünsche, Hoffnungen für ein Leben mit und nach der Pandemie

Bettina Völter

Das Merkwürdige ist, wir mussten uns gewöhnen – und haben uns gewöhnt: an Masken, Zugangsbeschränkungen, Teststäbchen in der Nase, Abstand, Videokonferenzen, Plexiglasscheiben, Bilder aus Intensivstationen, verzweifelnde Berichte aus Hochrisikogebieten von Menschen, die in größter Not auf sich selbst und sehr viel Glück angewiesen sind.

Wie wird die Rückkehr zu einem „normalen Alltag“? Und wird es diesen so, wie er uns vertraut war, überhaupt wieder geben? An was werden wir uns dann gewöhnen (müssen)?

Es ist noch unklar, wie lange die Pandemie, die Ansteckungsgefahr, die schweren Verläufe anhalten werden und ob neue Varianten für neue Risiken sorgen werden. Ich denke und hoffe trotzdem, dass wir uns bald wieder persönlich begegnen, in die Arme nehmen, die Köpfe zusammenstecken und uns austauschen können, um das unbeschwerter weiterzuentwickeln, wofür unsere Hochschule (unter anderem) steht: produktive Kontroversen, ganzheitliche Wahrnehmung, Perspektivübernahme – erleichtert durch lebendige und herzliche Begegnung.

Wir werden, vermute ich, zunächst noch eine ganze Zeit lang vorsichtig sein, immer wieder Abstand wahren und die gewonnene Flexibilität von Online-Begegnungen in unseren Alltag einbauen. Ich hoffe sehr, dass wir bei aller Euphorie, die eintreten wird, wenn wir uns wieder normaler begegnen können, die Menschen nicht vergessen, die in unserer Nachbarschaft und weltweit an den Folgen der Pandemie zu tragen haben: Menschen in andauernden Risikolagen, Menschen mit gesundheitlichen Langzeitfolgen nach einer Covid-19-Erkrankung, Menschen, die geliebte Menschen verloren haben – teils unter schlimmen Umständen, Menschen in ökonomischer Krisensituation, Menschen, denen die psychosozialen Folgen zu schaffen machen.

Letztere werden auch in unserer Hochschule spürbar sein. Wir werden auch nach der Pandemie mit den psychosozialen Folgen der Pandemie leben und in unserer Hochschule darauf Rücksicht nehmen müssen und wollen. Studierende, die „abgehängt“ sind, weil sie die Online-Angebote nicht so wahrnehmen konnten wie erwartet, Personen, die aus kollegialen Zusammenhängen und „peergroups“ gefallen sind, Hochschulangehörige, die aufgrund der Gesamtlage in der Pandemie in chronische Überforderung, Depression, Einsamkeit oder andere soziale und seelische Krisen geraten sind, aus denen sie sich alleine nicht oder nur sehr schwer wieder herausbewegen können. Wie gelingt es uns, alle Menschen unserer Hochschule einzubeziehen, Angebote zu machen, die sie erreichen – und: überhaupt ihre Lage zuallererst und jeweils individuell wahrzunehmen? Meine Kolleg_innen und ich in der Hochschulleitung sind dankbar für Hinweise, gute Ideen und Vorschläge.

Die Kluft zwischen denen, die einigermaßen oder sogar gut mit der Pandemie zurechtgekommen sind, die mit den Schwierigkeiten irgendwie umgehen konnten, die in manchem gar Vorteile sehen und erfahren konnten, und denjenigen, die einfach nur Verlierer_innen der gesellschaftlichen Krise sind und sein werden, ist in der Pandemie deutlich zutage getreten und wird nach der Pandemie noch sichtbarer werden. Peter Sommerfeld formulierte auf der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit treffend: „Der Graben hat sich nicht verändert, er hat sich nur vertieft!“ Das fängt in Kita und Schule an, wo jene Kinder, die über wenig oder kein soziales und kulturelles Kapital verfügen, das es ihnen ermöglicht(e), die Angebote ihrer Lehrer_innen in nachhaltige Bildung umzuwandeln, größte Mühe haben werden, den Anschluss zu finden. Das geht weiter über Familien, die in der Krise auseinandergebrochen sind, in denen Gewalt hilflose Reaktion auf unbeherrschbare Verhältnisse und Perspektivlosigkeit war und ist oder in denen Eltern ihren Kindern und sich selbst nicht gerecht werden und nicht helfen können. Alleinstehende, die vereinsamen oder die Situation der Pandemie nicht ertragen und nicht verarbeiten konnten. Menschen, die Diskriminierung, Rassismus, Antisemitismus, Ausgrenzung erlebten und erleben und dadurch schwer beeinträchtigt und geschädigt wurden und werden. Alte Menschen oder kranke Menschen, deren Gesundheitszustand sich verschlechtert hat und die ins komplette Abseits geraten sind, Menschen, die aus ökonomischen, seelischen, körperlichen oder sozialen Gründen in existenzielle Not geraten sind. Die psychosozialen Folgen sind vielfältig und werden uns noch lange begleiten.

Hinzu kommt, dass wir uns in einer Zeit der beschleunigten Veränderung befinden, in der sich gesellschaftliche Konflikte aufgrund der weit geöffneten Schere zwischen Armut und Reichtum, verletzter Menschenrechte und Existenzrechte von Tieren, des potenzierten technologischen Wandels, von Umweltkatastrophen, Stress, demografischem Wandel, Flucht und Migration, Klimawandel, von Krisen und existenziellen Unsicherheiten, von Arbeitslosigkeit, Inflation und extremen psychischen Belastungen, ggf. auch aufgrund von neuen Pandemien weiter verschärfen.

In alledem wächst die gesellschaftliche Bedeutung der Sozialen Arbeit, der Gesundheits- und Therapiedisziplinen und -berufe, der Erziehung und Bildung/Kindheitspädagogik (SAGE) weiter.

Die Alice Salomon Hochschule ist dabei als größte staatliche und international ausgerichtete SAGE-Hochschule in Deutschland eine wichtige Akteurin. Es wird – nicht zuletzt rund um die anstehenden Wahlen – darum gehen, die gesellschaftliche

„Der Graben hat sich nicht verändert, er hat sich nur vertieft!“

Peter Sommerfeld

Bedeutung der oben genannten Themen ins Gespräch zu bringen. Es ist nötig, nachhaltig zu verankern, dass die Entwicklung einer solidarischen, nachhaltigkeitskulturell ausgerichteten, sozialen und diskriminierungsfreien, Gesundheit und Lebensqualität fördernden Gesellschaft auch auf der Förderung der SAGE-Disziplinen, -Professionen und -Berufe sowie der SAGE-Forschung und -Nachwuchsförderung basiert.

Als Mitglieder der ASH Berlin werden wir, gemeinsam mit anderen SAGE-Vertreter_innen, mit Interessengruppen, Erfahrungsexpert_innen, Politiker_innen und anderen Interessierten, Vorschläge einbringen, um Lösungen ringen, zum Nachdenken anregen. Dabei gilt es auch, das Bewusstsein in Politik, Wirtschaft, Medien und Gesellschaft für die Bedeutung der SAGE-Disziplinen, -Professionen und -Berufe zu schärfen. Es müssen konkrete Konsequenzen folgen: hinsichtlich angemessener Ausstattung der SAGE-Hochschulen und der Studierbarkeit der SAGE-Disziplinen. Die Lehrenden

müssen entlastet und die Qualitätsentwicklung der SAGE-Hochschulen vorangebracht werden.

Was die Pandemie und ihre Folgen angeht, wünsche ich mir, dass die Beschäftigung damit an unserer SAGE-Hochschule in Studium und Lehre, Forschung, Transfer und Weiterbildung eine große Rolle spielt. Es wird darum gehen, sich persönlich damit auseinanderzusetzen, allein schon, weil die meisten von uns – wenn nicht selbst betroffen – doch Menschen kennen, die an den Folgen der Pandemie schwer zu tragen haben. Ich ermutige dazu, genau wahrzunehmen und zuzuhören, sich auszutauschen, zu forschen. Die Frage steht: Wie kann Gesellschaft, Politik und wie können wir als Akteur_innen der SAGE-Disziplinen, -Professionen und -Berufe mit diesen Folgen strukturell, institutionell und kommunikativ so umgehen, dass die Träume, Wünsche und Hoffnungen aller Menschen geweckt werden, sich entfalten können und reale Chancen bekommen? ■

Im systemrelevanten Widerspruch

Im Widerspruch zur gesellschaftlichen Relevanz der SAGE-Disziplinen an der ASH Berlin und ihrer nachgewiesenermaßen überdurchschnittlichen Leistungen in Lehre und Forschung steht, dass die Hochschule seit Jahren weit unterdurchschnittlich ausgestattet ist: So lag sie bereits 2017 bei 82 Prozent des Mittelwertes, verglichen mit anderen staatlichen Hochschulen und Fachbereichen des Fachs Sozialwesen im norddeutschen Raum. Sie gehörte damit zu Beginn des Hochschulvertragszeitraums 2018–2022 zu den am schlechtesten ausgestatteten Hochschulen Deutschlands. Trotz der erheblichen Zuwendungen, die sie über den Hochschulvertrag 2018–2022 zum Aufbau von über 40 Prozent mehr Studienplätzen in fünf Jahren durch das Land Berlin erhält, kompensiert dieser

finanzielle Zuwachs noch nicht einmal die Tarifsteigerungen in diesem Zeitraum. Die Hochschule wird sich von 2018–2022 verglichen mit 2017 sogar noch weiter verschlechtern, was ihre Ausstattung angeht. Dies zeigt ein derzeit erstelltes Gutachten des Deutschen Zentrums für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) in Zusammenarbeit mit der Senatskanzlei Wissenschaft und Forschung und der ASH Berlin. Das bedeutet, dass die ASH Berlin nachgewiesenermaßen zu wenig Professor_innen, zu wenig Verwaltungspersonal und zu wenig finanzielle Ressourcen hat, um ihren vertraglichen Verpflichtungen nachzukommen. Das Land Berlin ist aufgefordert, sich eindeutig zur Schaffung attraktiver Studien- und Arbeitsplätze an den SAGE-Hochschulen des Landes zu bekennen.

Diese Anerkennung darf nicht allein durch öffentlichkeitswirksame Beteuerungen der Wichtigkeit von SAGE-Berufen stattfinden. Vielmehr muss die hochschulische Bildung zu diesen Berufen auskömmlich finanziert sein. Konkret bedarf es jährlich über acht Millionen Euro mehr im Globalhaushalt, damit die ASH Berlin die nur rein durchschnittliche Ausstattung der Hochschulen des Faches Sozialwesen im norddeutschen Raum erreicht. Das Land Berlin und seine Politik muss hier einen deutlichen Akzent setzen, sollen die gleichbleibende Qualität und Attraktivität von Studium und Lehre der SAGE-Disziplinen an der ASH Berlin, ihre Forschungsstärke, ihre Transferleistungen, Nachwuchsförderung und Innovationskraft zum Wohle der gesamten Gesellschaft gesichert sein!

Die Zukunft der Pflege

Katja Boguth und Johannes Gräske machen eine Zeitreise ins Jahr 2035

Katja Boguth und Johannes Gräske

Der Pflegeberuf ist heute, im Jahr 2035, durch neue Ausbildungsstrukturen gekennzeichnet. So gibt es einerseits den akademisch-hochschulischen Bildungsweg und parallel dazu einen zweijährigen Ausbildungsberuf zur Pflegeassistentin, der auf der Grundlage einer bundeseinheitlichen staatlich geregelten Ausbildung absolviert wird. Die Verteilung der Aufgaben orientiert sich an internationalen Standards und ist in einer Berufsordnung festgelegt. Pflegefachkräfte, die noch die frühere dreijährige Ausbildung absolviert hatten, konnten einen Bachelorgrad erwerben – durch Weiterbildungsprogramme, die die hohe fachliche Kompetenz dieser Fachkräfte berücksichtigten und ein verkürztes Studium ermöglichten. Bei diesem Kraftakt wurden die Pflegefachkräfte von Arbeitgebern gefördert und durch staatliche Stipendienprogramme auch finanziell unterstützt.

Der Pflegeberuf ist mit großem Selbstbewusstsein politisch aktiv! An oberster Stelle wird im Bereich des Gesundheitsministeriums die pflegerische Versorgung durch eine_n Beauftragte_n für Pflege in der Regierung (auch Government Chief Nursing Officer – GCNO) verantwortet. Sie/Er hat die Autorität für die Planung, Entwicklung, Implementierung und Evaluation von Gesundheitsstrategien und Gesundheitssystemen. Pflegefachleute sind in den jeweiligen Pflegeberufkammern der Bundesländer registriert. Gleichzeitig ist der Pflegeberuf stark in allen Gremien der Selbstverwaltung vertreten und bringt seine Expertise in allen gesundheitspolitischen Entscheidungen ein.

Belastungen, die der Beruf früher mit sich brachte – wie körperlich anstrengende Tätigkeiten und überbordende Bürokratie – konnten durch den Einsatz von technischen Lösungen zum Beispiel durch Assistenz-Roboter und elektronische Patient_innen-Akten abgebaut werden. Der Schichtdienst wurde dahingehend verändert, dass sich zum einen die wöchentliche Arbeitszeit auf 35 Stunden bei vollem Lohnausgleich verringert hat. Zum anderen wird in einem Vier-Schichtsystem gearbeitet. Diese modernen Arbeitszeitmodelle tragen erheblich zu einer stabilen Gesundheit von Pflegefachkräften in der klinischen Versorgung bei.

Die Verantwortung für die Steuerung des Pflegeprozesses obliegt der akademischen Pflege. Das Pflegesystem des Primary Nursing stellt dabei sicher, dass eine professionelle Beziehung zwischen einer pflegebedürftigen Person und einer/ einem Pflegenden entwickelt werden kann. Die Primary Nurse identifiziert pflegerische Bedarfe, legt Pflegediagnosen fest und plant entsprechende Pflegemaßnahmen. Sie trägt die fachliche Verantwortung und überprüft durch geeignete Methoden deren Wirksamkeit. Die Risikoeinschätzung und Bewertung von hochkomplexen Pflegesituationen erfolgt selbstverständlich anhand klinischer Assessments.

Gleichzeitig sind die Pflegefachpersonen von einfachen pflegerischen Verrichtungen und pflegefernen Hilfstätigkeiten entlastet. Die Zeiten, in denen Pflegefachkräfte für Restzuständigkeiten aller Art „missbraucht“ wurden, sind passé. Pflegerische Maßnahmen, die insbesondere in der Anleitung und Beratung von Pflegeempfänger_innen und An- und Zugehörigen liegen und darüber hinaus die Entlassung der Patient_innen umfassend vor- und nachbereiten, stellen nun einen wichtigen Schwerpunkt der Pflegetätigkeiten von Bachelor- und Masterabsolventinnen dar.

Mit einer grundlegenden Reform der sozialen Gesetzgebung (Zusammenlegung von SGB V und SGB XI) haben sich auch die Bedingungen in der stationären und ambulanten Langzeitpflege deutlich verbessert. Der Anteil von Bachelorabsolventinnen und -absolventen liegt hier sogar bei 50 %. Dies führte dazu, dass Krankenhauseinweisungen in einem erheblichen Umfang reduziert werden konnten. Neue pflegewissenschaftliche Erkenntnisse werden in den akademischen Lehr-Pflegeeinrichtungen generiert, umgesetzt und weiterentwickelt. Pflegeforschung wird insbesondere in diesem Bereich umfassend mit öffentlichen Mitteln gefördert.

Pflegefachpersonen sind selbstverständlich auch in der Primärversorgung tätig. Sie sind als Community Health Nurse in Kommunen für die älteren und von Pflege abhängigen Personen zuständig. Insbesondere im Bereich der Gesundheitsförderung und Prävention. Eine wichtige weitere Aufgabe besteht darin, häusliche Pflege-Arrangements zu stabilisieren und pflegende Angehörige und Zugehörige in ihrer wertvollen gesellschaftlichen Aufgabe der Erbringung von Pflegeleistungen zu beraten, anzuleiten und durch die Erschließung von Ressourcen zu unterstützen.

Daneben arbeiten Pflegenden gemeinsam mit anderen Professionen in medizinischen Gesundheitszentren und unterstützen chronisch kranke Menschen bei der Krankheitsbewältigung und deren gesellschaftlicher Teilhabe. Die in allen Kindergärten, Schulen und Betrieben arbeitenden Pflegenden ermöglichen die gesellschaftliche Inklusion von Menschen mit Krankheit und Behinderung, da sie die notwendigen pflegerisch-medizinischen Leistungen vor Ort erbringen und sicherstellen. Die Werte einer inklusiven Gesellschaft tragen zum gesellschaftlichen Frieden bei und stützen die Demokratie.

Heute, im Jahr 2035, ist der Pflegeberuf ein Traumberuf! Der Fachkräftemangel und der damit einhergehende Pflege-notstand der Vergangenheit sind überwunden. ■

Katja Boguth und **Johannes Gräske**
sind Professor_innen im Studiengang Pflege.

Aufwind oder Flaute?

Der Blick in die Glaskugel –
Vorhersagen und Wünsche für den
Gesundheitsbereich nach der
Covid-19-Krise



Positiv: Seit der Pandemie wird der Krankenpflege mehr Verantwortung
und Anerkennung zugestanden

Gudrun Piechotta-Henzel

Im Bachelorstudiengang „Management und Versorgung im Gesundheitswesen“ (MVG) braucht man als Dozent_in nicht nach Expert_innen für das Gesundheitswesen zu suchen – sie sitzen direkt im Seminarraum bzw. aktuell im virtuellen Raum. Voraussetzung für die Zulassung zum Studium ist eine dreijährige Berufsausbildung im Gesundheitsbereich, etwa in der Gesundheits- und Krankenpflege, in der Altenpflege, der Logopädie oder als Medizinische_r Fachangestellte_r.

Welche möglichen Veränderungen sehen diese Expert_innen bzw. Studierende im 1. Semester des MVG für die Zeit nach der Pandemie? Was sollte sich für die Auszubildenden, das Personal, die zu versorgenden Menschen ändern? Was sagen sie vor dem Hintergrund ihrer beruflichen Erfahrungen, die sie im Pandemiegeschehen auf Covid-Stationen, Intensivstationen, in ärztlichen Praxen, in der Pflege alter Menschen gemacht haben? Wird womöglich weiterhin für das Personal in Kliniken und Pflegeheimen Beifall geklatscht?

So unterschiedlich die Tätigkeitsbereiche und Berufserfahrungen vor und während der Covid-19-Krise für die Studierenden waren und sind, alle sehen – sowohl im positiven als auch im negativen Sinne – unterschiedlichste Veränderungen in der Zukunft, in einer Post-Covid-Zeit, und einen vielfältigen, dringenden Veränderungsbedarf.

Nina Bartels, MVG-Studentin und Gesundheits- und Krankenpflegerin, meint, dass durch die Pandemie „klar geworden ist, was wichtig ist: Gesundheit. Was sonst als Floskel zum Geburtstagsgruß gehörte, war wohl nie so ernst gemeint, wie in dieser Zeit.“ Sie sieht als positive Folgen für das Gesundheitswesen, dass der Krankenpflege mehr Verantwortung zugestanden wird. Zudem erhält sie mehr Anerkennung: Die Ansicht, dass der Beruf aus „nur pflegen“ besteht und „jede_r dies tun kann“, werde keinen Bestand mehr haben. Nina Bartels sieht auch voraus, dass „mehr Bewusstsein für die Relevanz des Gesundheitswesens entstanden ist und dies könnte bei mehr Personen dazu führen, sich in dem Feld zu engagieren.“ Zudem werden durch die erhöhte gesellschaftliche Sensibilität und Wahrnehmung, „Probleme zukünftig nicht mehr verschwiegen oder klein geredet, vielmehr wird aktiv nach Lösungen gesucht, z. B. durch die Einbeziehung des Personals, das mit den Problemen arbeiten muss.“

Nicht alle sehen das so positiv, da die Hierarchien im Gesundheitsbereich auch in Post-Covid-Zeiten stabil bleiben und somit vielen sogenannten nicht-ärztlichen Ausbildungen und Berufen ein Mitspracherecht sowie Wertschätzung und eine höhere Bezahlung verweigert werden. Demzufolge wird die Zahl der jungen Menschen, die sich für eine Ausbildung im Pflege- und Gesundheitsbereich entscheiden, sogar noch weiter zurückgehen.

Eine Studentin, die anonym bleiben möchte, wünscht sich denn auch, dass „Pflege akademisiert wird und mehr Handlungsspielraum bekommt.“ Sie belässt es aber nicht dabei, sondern sieht auch die Dringlichkeit für Veränderungen dahingehend: „Krankenhäuser sollten nicht mehr zwingend Gewinne erwirtschaften und es muss dringend unterbunden werden, dass Pflegeeinrichtungen von Aktiengesellschaften zur Profit-Gewinnmaximierung betrieben werden. Die Zunahme an Sub-Unternehmen im Facility-Bereich, der Speiseversorgung, Wäsche etc. ist eine Auswirkung davon und gehört abgeschafft.“

Der Blick in die Glaskugel, die Vorhersagen für die Zeit nach der Pandemie, sind kritisch und ambivalent, hoffnungsvoll bis desillusioniert. Positiv wird gesehen, dass durch die Krise überhaupt ein gesellschaftspolitisches Bewusstsein für die Systemrelevanz der Gesundheitsberufe entstanden ist. Zum ersten Mal wurde dem Personal im Gesundheitsbereich außerdem öffentlich gedankt und es erfuhr Wertschätzung und soziale Anerkennung in großem Ausmaß. Dieser Aufwind kann aber sehr rasch wieder zu einer Flaute werden. Einhellig wird gefordert, dass die sozial unverträglichen und familienunfreundlichen Arbeitszeiten und -bedingungen, die schlechte Bezahlung, die hierarchischen Strukturen, eine unzureichende bis menschenrechtsverletzende Versorgung von kranken, alten und unterstützungsbedürftigen Menschen im Gesundheitsbereich aufgrund von Personalmangel nie wieder „unter den Teppich gekehrt werden dürfen.“ ■

Gudrun Piechotta-Henzel
ist Professorin für Pflegewissenschaft.

Therapieberufe in Deutschland: Ein Blick in das Jahr 2031

Ein fiktiver Brief einer deutschen Physiotherapeutin an eine japanische Ergotherapie-Kollegin

Barbara Vogel und Elke Kraus

Berlin, den 1. April **2031**

Liebe Saki,

es hat mich sehr gefreut, Dich beim Interprofessionellen Gesundheits-Weltkongress kennengelernt zu haben! Unsere beiden Länder, Japan und Deutschland, waren tatsächlich vor 10 Jahren, zusammen mit Uganda und Tanzania die einzigen weltweit, in denen die Therapieberufe nicht grundständig und vollständig akademisiert waren. Stell Dir vor, inzwischen sind die Therapieberufe in Deutschland akademisiert! Du sagst, bei Euch in Japan steht Ihr gerade vor einer Weiterentwicklung und Du interessierst Dich für unseren Weg? Ich berichte sehr gerne!

Alles begann nach der Bundestagswahl 2021: Die neue Regierung schlug neue gesundheitspolitische Wege ein. Die neu gewählte Gesundheitsministerin hatte damals die anberaumte Verlängerung der Modellklausel (in der über 10 Jahre das Studium als grundständige Ausbildungsform der Therapieberufe erprobt wurde) zurückgezogen und konsequent die primärqualifizierende Vollakademisierung der Therapieberufe durchgesetzt. Das bedeutete, dass ausschließlich an Hochschulen die staatliche Prüfung zur Physio- oder Ergotherapeutin abgenommen wurde. Zunächst wurden für die Übergangszeit additive Studiengänge zur Nachqualifizierung etabliert. Hier gab es innovative Ansätze, in denen Weiterbildungen und Erfahrungen anerkannt sowie wissenschaftliche Module flexibel im blended-learning-Format angeboten wurden, sodass alle Therapeut_innen sich unkompliziert und schnell nachqualifizierten. Parallel dazu wurde die Primärqualifizierung an Hochschulen aufgebaut. Die Berufsfachschulen etablierten größtenteils Praxis-Forschungszentren der Hochschulen. Das Schulgeld sowie die Ausbildungsvergütung finanzierten seit 2023 in einer sektorübergreifenden Mischfinanzierung von Bundesministerium für Gesundheit, Berliner Senatsverwaltung, Krankenkassen und Gesundheitsfond die primärqualifizierenden Studiengänge mit. Die Corona-Pandemie machte die Systemrelevanz der therapeutischen Berufe deutlich, sodass die Vergütung auf akademischem Niveau durchgesetzt wurde.

Das hatte weitreichende Folgen. Die Vollakademisierung führte zu flachen Hierarchien im Gesundheitswesen, sodass Interventionen heute interprofessionell auf Augenhöhe durchgeführt werden. Ab 2024 wurde der Direktzugang gesetzlich geregelt, d. h. Patient_innen entscheiden seither eigenverantwortlich, ob sie direkt Therapeut_innen konsultieren. Vor diesem Hintergrund möchtest Du bestimmt wissen, welche veränderten Strukturen und Prozesse nötig waren, um diesen Wandel zu vollziehen. Ich liste sie der Einfachheit halber mal auf.

STRUKTUREN und PROZESSE

- alle erforderlichen Strukturen sind gegeben und funktionsfähig (z. B. Finanzierung, Personal an Hochschulen einschließlich vieler Wissenschaftlicher Mitarbeiter_innen, Ausstattung, akademisch qualifizierte Anleiter_innen in Praxiseinrichtungen, angepasste Curricula, entsprechende Novellierung der Ausbildungsgesetze)
- praktische und theoretische akademische Bildung und Forschung an einem Ort auf dem Gesundheitscampus
- interprofessionelle Ausbildung ist die Regel
- klar definierte Karrierewege durch Promotionsmöglichkeiten für Therapieberufe an allen Hochschulen (Fachhochschulen und Universitäten)
- alle Therapeut_innen haben sich erfolgreich akademisch nachqualifiziert und leisten durch ihre langjährigen Erfahrungen und Fort-/Weiterbildungsqualifikationen einen besonderen Beitrag für die Forschungslandschaft und praktische Ausbildung
- Hochschullehrende haben nur 12 SWS Lehre, damit mit 6 SWS geforscht werden kann (z. B. an den angedockten Forschungseinrichtungen mit entsprechend ausfinanziertem Forschungsbudget)
- Therapeut_innenkammer mit einem juristisch geregelten Mitspracherecht, Selbstverwaltung der Therapeut_innen (z. B. bundesweite Qualitätssicherung und bedarfsgerechte Steuerung der Entwicklung der Therapieberufe)
- hervorragende Verknüpfung zwischen Theorie, Praxis und Forschung in einem eigenen Gesundheitscampus mit einem ausgedehnten, wachsenden Netzwerk zwischen Hochschulen und Instituten für Forschung und Entwicklung sowie diversen Praxiseinrichtungen
- interprofessionelle und interdisziplinäre Zusammenarbeit in Theorie und Praxis
- hervorragendes, wissenschaftlich-basiertes Qualitätssicherungssystem
- Hochschullehrende lehren im Praxiseinsatz
- zeitgemäße, digitale Unterstützung der Prozesse in Lehre, Forschung und Praxis

Die Investitionen haben sich wirklich gelohnt! Die Qualität, kontrolliert durch eine Therapeutenkammer, und die Zufriedenheit in den therapeutischen Berufen haben sich signifikant verbessert.

Die Veränderungen der letzten 10 Jahre hatten und haben außerdem diverse Auswirkungen auf unterschiedliche Akteure und Stakeholder im Gesundheitssystem. Aus den regelmäßig durchgeführten Evaluationsstudien wissen wir heute, dass sich das Selbstverständnis und die Kompetenzprofile der Studierenden, Therapeut_innen sowie Patient_innen profiliert haben. Partizipative Praxisforschung in therapeutischen Einrichtungen wird regelmäßig durchgeführt und verbessert die Strukturen vor Ort. Es ist eine echte Win-Win-Situation! Auch hier fasse ich Dir die Ergebnisse der Stakeholder Evaluationen zusammen.

1. STUDIERENDE

- empfinden das Studium als ein sehr attraktives Angebot für Therapieberufe (finanziell, Karriere-Entwicklung, gesellschaftlicher Status)
- finden schnell Arbeitsplätze, die ihre im Studium erlangten Kompetenzen erfordern und (finanziell) wertschätzen
- fühlen sich fachlich und sozial kompetent und sicher Patient_innen zu therapieren und zu beraten sowie im Team mitzuarbeiten
- sind gesundheitspolitisch aktiv

2.THERAPEUT_INNEN

- macht die Arbeit Spaß und ist für sie sehr zufriedenstellend
- arbeiten interdisziplinär auf Augenhöhe mit gegenseitiger Wertschätzung
- können promovieren und folgen klar definierten Karrierewegen
- entwickeln neue Arbeitsfelder mit rechtlicher Absicherung
- können effizient, interprofessionell in Teamarbeit mit anderen Akteuren des Gesundheitswesens zusammenarbeiten
- fühlen sich sicher und autonom in der Durchführung der Therapie und als politische Akteur_innen
- haben Möglichkeit zur Innovation und Kreativität in der Therapie
- erleben sich als kompetente Berater_innen in verschiedenen Bereichen (z.B. psycho-sozialer Bereich, Coaching, Beratung etc.)

3.PATIENT_INNEN / KLIENT_INNEN / BÜRGER_INNEN

- fühlen sich sicher und kompetent therapiert
- sind froh, fühlen sich durch den Direktzugang entlastet und schätzen die Entscheidungsfreiheit
- werden partizipativ in den therapeutischen Entscheidungsprozess auf Teilhabeebene eingebunden und sind empowert

4.EINRICHTUNGEN

- profitieren von fachlich und sozial-kommunikativen kompetenten Kolleg_innen, die das Team bereichern
- schätzen die Möglichkeit der partizipativen Praxisforschung, welche die Qualität und Effizienz der eigenen Praxis verbessert

Auch politische Akteur_innen profitieren von dieser bemerkenswerten Weiterentwicklung der therapeutischen Professionen. Die Politik hat inzwischen die Relevanz der angewandten Forschung verstanden, in der alle Gesundheitsberufe aus ihrer Perspektive ökologische und nachhaltige Lösungen für die Bedarfe der Bevölkerung entwickeln. Auf der bundespolitischen Ebene gibt es eine langfristige Kosteneinsparung durch nachhaltige und evidenzbasierte Therapieangebote. Auf berufspolitischer Ebene hat sich das internationale Renommee erheblich verbessert, Therapieberufe haben inzwischen eine genuine wissenschaftliche Disziplin etabliert. Sie sind Teil der internationalen scientific community.

Nicht zuletzt, liebe Saki, kann ich von einer veränderten internationalen Perspektive berichten. Deutschlands Therapeut_innen bilden nun nicht mehr das globale Schlusslicht. Unsere Therapieberufe werden als vollwertige, führende Impulsgeber und Forschungspartner wertgeschätzt und gelten als Vorzeigeschild für Deutschland. Tatsächlich wird vor allem Berlin als „Leuchtturm“ im deutschen Gesundheitswesen bezeichnet, so wie es einst ein ehemaliger Bürgermeister Michael Müller visionierte. Therapeut_innen aus Deutschland haben inzwischen weltweit einen hervorragenden Ruf mit sehr guten internationalen Karrierechancen (z.B. Forschung, Lehre, praktische Ausbildung, Entwicklungsprojekte, Netzwerke und Verbände). Ebenso ist Deutschland ein interessanter und attraktiver Wissenschaftsstandort für internationale Wissenschaftler_innen der Therapieberufe.

Ich hoffe sehr, dass Dir und Deinen Kolleg_innen meine Ausführungen nützlich sind. Auf alle Fälle zeigt es, wie wichtig es ist, sich politisch durchzusetzen und was alles erreicht werden kann, wenn die Akademisierung konsequent realisiert wird. Sehr gerne stehe ich dir beratend zur Seite und bin auf die Entwicklung in Japan sehr gespannt!

Sei herzlich begrüßt
Brigitte

Public Health und Prävention in der Pandemie



© Barbara Halstenberg

Gesundheitsförderung muss vor Ort partizipativ entwickelt werden

Raimund Geene

In der epidemischen Lage von nationaler Tragweite oder auch „Corona-Krise“ ist die Frage der Prävention ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Im Fokus der Debatte um Prävention gegen eine Ansteckung mit Covid-19 steht die Perspektive der Labore, der Blick der Virologie. Doch dies ist nur ein kleiner Ausschnitt öffentlicher Gesundheit. Public Health hat sich hier nicht mit Ruhm bekleckert, wenngleich das Wissen über Prävention – weit vor der präventivmedizinischen Frage von Impfungen – einen wesentlichen Beitrag zur Begrenzung der Krise beisteuern könnte.

Der gemeinsame Nenner der Public-Health-Perspektive ist der Bevölkerungsbezug, das heißt, es geht um die Frage, welche Bedingungen geschaffen werden müssen, um die Gesundheitsversorgung und -vorsorge der ganzen Gesellschaft zu garantieren. Damit ist Public Health ein Dachbegriff für alle Gesundheitsberufe und umfasst die vier Säulen der Versorgung – Kuration (insb. Medizin), Pflege, Rehabilitation und Prävention. Teilgebiete dieser Multiwissenschaft sind Epidemiologie (einschl. Sozialepidemiologie), Gesundheitssoziologie, -psychologie, -ökonomie, -pädagogik usw. Erst alle Aspekte zusammengenommen können ein ganzheitliches Verständnis von Gesundheit begründen.

Public Health ist historisch aus der sog. Sozialhygiene entstanden, die in Deutschland von Alfred Grotjahn, Rudolf Virchow und anderen entwickelt wurde. In der NS-Zeit ist sie leider zur Rassenhygiene pervertiert worden. Nach dem Krieg wurde die Sozialhygiene in Deutschland (Ausnahme: einzelne Lehrstühle in der DDR) nicht fortgeführt, aber – insb. durch

deutsche Wissenschaftler_innen im Exil – im englischen Sprachraum als „Public Health“ weiterentwickelt und breit diskutiert. Mit der Ottawa-Charta 1986, die im Zuge der dort erstmalig organisierten Internationalen Konferenz zur Gesundheitsförderung beschlossen wurde, hat sich eine moderne Lesart als „New Public Health“ etabliert. Ottawa stellt einen Paradigmenwechsel dar: Anstatt sich ausschließlich auf die Krankheit („Pathogenese“) zu fokussieren, steht bei New Public Health die Salutogenese im Vordergrund. Hier geht es um die Frage, wie Gesundheit entsteht: Wann wird eine Belastung als „Distress“ empfunden, der krankmacht, und wann eher als „Eustress“, der motiviert und beflügelt. Dies richtet sich, so der Grundgedanke der Salutogenese, danach, ob die jeweilige Anforderung verstanden werden kann, ob sie als sinnvoll und als umsetzbar wahrgenommen wird. Daher kann eine Gesundheitsbotschaft wie etwa für Bewegung oder gesundes Essen für den einen Eustress sein und für den anderen Distress – ein typisches Beispiel dafür, wie Gesundheitsbotschaften soziale Ungleichheit sogar noch verstärken können, wenn sie aus der Perspektive der sozial Privilegierten formuliert werden.

New Public Health zielt vor allem darauf, Menschen in ihrem Lebensalltag zu befähigen. In der Corona-Krise entschied man sich aber – von einzelnen vorbildlichen Kommunen abgesehen – eher für den „Old Public Health“-Ansatz, der auf die Verhinderung der Krankheit fokussiert, und die Ressourcen der Menschen eher vernachlässigt. Bei Old Public Health geht es vor allem um die Identifikation und Stilllegung von Infektionsquellen. Die Auseinandersetzungen um den Umgang mit

HIV in den 1980ern verdeutlicht den Unterschied der beiden Ansätze: Damals wollten in Westdeutschland die Vertreter_innen der alten Linie, angeführt vom CSU-Staatssekretär Gauweiler, eine Meldepflicht und lückenlose Erfassung aller HIV-Infizierten mit dem Ziel, diese durch Quarantänemaßnahmen an der Weiterverbreitung des Virus zu hindern. Zum Glück setzte sich gegen diese „individuelle Suchstrategie“ eine „gesellschaftliche Lernstrategie“ durch. Dabei wurden die Hauptbetroffenengruppen wie Schwule und Drogennutzende in ihren Kommunikationsformen gestärkt mit dem Ziel, dass diese selbstbestimmt Präventionsstrategien entwickeln und verbreiten konnten. Im Zuge dessen unterstützte beispielsweise der Berliner Gesundheitssenat finanziell die Verbreitung des schwul-lesbischen Magazins Siegessäule, das vorher nur als Studentenblatt erschienen war, nun aber in der ganzen Szene verbreitet wurde. Auf diese Weise entstand ein wichtiger Kanal der Kommunikation über Prävention, partizipativ aus der Community heraus.

Gesundheitsförderung ist hier ein Konzept, Impulse zu setzen, um gesundheitsbezogene Reformbewegungen anzustoßen oder zu stärken. In den einzelnen Einrichtungen heißt dies „Setting-Ansatz“ und zielt auf die aktive Einbeziehung, also die Partizipation aller Akteur_innen in Settings wie Betrieb, Schule, Kita, Pflegeeinrichtung oder auch Stadtteil. Es geht um Empowerment, also darum, an die bereits gesammelten Erfahrungen und erworbenen Fertigkeiten der Beteiligten anzuschließen und ihre Kompetenzen in Fragen von Gesundheitsförderung zu stärken. Ein Setting-Ansatz zielt darauf, dass die jeweiligen Settings gestärkt und die Menschen sensibilisiert und in die Lage versetzt werden, die gesundheitsfördernden Strukturen längerfristig zu erhalten. In Bezug auf die Pandemie hätte das den Vorteil, in der Prävention, aber auch bei auftretenden Infektionsclustern autonomer, souveräner, selbstbewusster (re)agieren zu können.

Dieser ganzheitliche und nachhaltige Anspruch von Public Health ist im Covid-19-Krisenmanagement bislang deutlich zu kurz gekommen – es handelt sich hier eher um Gesundheitsschutz „von oben“. Dabei ist es zunächst anerkennenswert, dass die Sorge um die Gesundheit der Bevölkerung so umfassend ist, und nicht eine Sorg- oder Skrupellosigkeit wie in den USA unter Trump oder in Brasilien überwiegt.

Präventionspolitisch ist es allerdings hoch problematisch, wenn ein Erkrankungsrisiko so dämonisiert wird. Denn dies führt dazu, dass ein rationaler Umgang verhindert wird, weil etwa Infektionen versteckt werden. Je stärker die Panik, desto größer die Gefahr nosokomialer Übertragungen durch und in den Einrichtungen des Gesundheitswesens, etwa über Pflegeeinrichtungen, Arztpraxen oder Krankenhäuser. Schon im März 2020 schrieben Ärzte aus Bergamo einen offenen Brief, in dem sie davor warnten, dass sich die Infektionen über die zentralisierten Krankenhäuser verbreiten. Bis heute finden Übertragungen überwiegend nosokomial, also im Zuge eines Aufenthalts oder einer Behandlung in einem Krankenhaus oder einer Pflegeeinrichtung statt, und gerade die Dämonisierung von Covid-19 hat dies begünstigt.

Dabei wissen wir schon lange um das Problem, dass sich in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen Infektionen

besonders hartnäckig halten, Stichwort: Krankenhauskeime. Dies resultiert daraus, dass Mitarbeitende einerseits unter hohem Zeitdruck stehen, andererseits aber auch ratlos sind, wie sie auftretende Infektionen erkennen, reduzieren, idealerweise sogar eindämmen. Sie neigen dann dazu, eher den Kopf in den Sand zu stecken, als sich selbstkritisch zu fragen, wie Prozesse so verbessert werden können, dass Infektionen vermieden werden. Gerade jetzt in der Pandemie tritt dieser paradoxe Effekt auf, wenn es für Pflegeeinrichtungen oder Arztpraxen einfacher ist, Hinweise auf Corona-Infektionen wegen Angst vor einer Schließung zu ignorieren, als mittels einer offenen Risikokommunikation differenzierte Schutzkonzepte zu entwickeln. Auch in Kitas und Schulen zeigt sich aktuell eine hohe Desorientierung, da sie statt Aktivierung einer Problemlösungskompetenz laufend mit neuen „Top-Down“-Verordnungen konfrontiert werden.

Aus präventionspolitischer Perspektive ist es entscheidend, dezentrale Ansätze zu diskutieren, die von den Menschen in ihren Alltag integriert werden können. Kommunale Strategien sollten den Menschen in den Pflegeheimen, Betrieben, Kitas helfen, gemeinsame Gesundheitskonzepte zu entwickeln, ohne zu bevormunden, ohne zu ängstigen.

Das kann zum Beispiel so aussehen, dass Heimbewohner, Belegschaften, Eltern und Kinder miteinander Hygienekonzepte und Teststrategien für ihr jeweiliges Setting entwickeln, entsprechend ihren jeweils spezifischen Bedingungen und Schutzbedürfnissen. Inzwischen passiert dies schon vielfach, wengleich oft verunsichert durch Vorgaben aus den Ministerien, die in der Praxis nicht umgesetzt werden können.

Im Krisenmanagement hat sich gezeigt, dass Public Health offensichtlich noch viel zu schwach aufgestellt ist in Deutschland, aber auch weltweit. Statt die multidisziplinäre Kompetenz von Public Health zu nutzen, wurden neue Gremien mit verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen in der Leopoldina oder auch in den Ländern eingerichtet. Und auch hier fehlt es an einem gleichberechtigten Miteinander der Kompetenzen aus den verschiedenen medizinischen Disziplinen. Die Expertisen aus Sozialmedizin und Sozialepidemiologie, Hygiene und Psychiatrie wurden viel zu wenig gehört, ganz zu schweigen von dem Wissen aus der Pflege, der Soziologie, aus Diversity Studies oder aus der Sozialen Arbeit.

Wenn im Laufe des Jahres, begünstigt durch Impfungen und entstehende Herdenimmunität, die Pandemie allmählich abflachen wird, wird das Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit abgeblendet. Dies wird dann – so auch die Erfahrungen aus der AIDS-Prävention – der Zeitpunkt sein, an dem die Politisierung der Krankheit nachlässt und die konkreten fachlichen Aspekte die Oberhand gewinnen werden. Gerade dafür bietet Public Health als „Wissenschaft und Kunst der Bevölkerungsgesundheit“ vielfältige Ansätze, die gerade in der post-pandemischen Zeit dringend benötigt werden. ■

Raimund Geene ist Professor für Gesundheitsförderung und Prävention mit dem Schwerpunkt auf kommunale Ansätze.

Kontakt
geene@ash-berlin.eu

Corona-Pandemie – Implikationen für ein resilientes Gesundheitssystem



Dominik Rottenkolber

Durch die Corona-Pandemie werden die Gesundheitssysteme weltweit vor enorme Herausforderungen gestellt. Auch wenn sich das deutsche Versorgungssystem im internationalen Vergleich, gemessen an den Corona-bedingten Todesfällen pro einer Million Einwohner_innen, als relativ belastbar gezeigt hat (was z.B. in den gut ausgebauten stationären Behandlungskapazitäten und der hervorragenden technischen Ausstattung der Kliniken begründet

liegt)¹, so bleibt dennoch die Frage, welche Rückschlüsse aus der Pandemie hinsichtlich der institutionellen Ausgestaltung des Gesundheitssystems für die Zukunft gezogen werden können. Häufig wird in diesem Zusammenhang in der medialen Berichterstattung die Forderung nach mehr Resilienz geknüpft², also der Fähigkeit eines Gesundheitssystems, „[...] sich an dramatisch veränderte äußere Bedingungen anzupassen und dabei funktionsfähig zu bleiben

(S.16)⁴². Hierzu existieren mittlerweile eine Reihe an verschiedenen Konzepten, unter anderem der Weltgesundheitsorganisation (WHO)³. Im Laufe der vergangenen vier Dekaden haben Aspekte wie Kostendämpfung sowie eine immer größer werdende Dichte an entsprechenden Richtlinien und Verordnungen die gesundheitspolitische Diskussion in Deutschland bestimmt. Neben einer verbesserten Personalausstattung (insbesondere im Bereich



© NTNU medisin og helse on flickr.com
<https://www.flickr.com/photos/ntnumedicine/14103806488/in/album-72157644891074015/>

der Pflegefachkräfte, die aufgrund von Personalmangel und daraus entstehenden Engpässen oftmals an der Belastungsgrenze agieren) und der Bildung

von strategischen Notfallreserven (z. B. durch den Ausbau von Intensiv- bzw. Laborkapazitäten oder Impfeserven) ist sicherlich die voranschreitende Digitalisierung des Gesundheitswesens der zentrale Erfolgsfaktor, um die Versorgungsprozesse neu zu strukturieren und somit auch zukünftige Herausforderungen besser bewältigen zu können. Die Vernetzung aller an der Patient_innenbehandlung beteiligten Akteur_innen und der daraus entstehende Datenaustausch ermöglichen es, versorgungsrelevante Daten zeitnah zu übertragen und somit entsprechende evidenzbasierte Maßnahmen ergreifen und transparent kommunizieren zu können⁴.

Aus gesundheitspolitischer Perspektive darf jedoch eine bedarfsorientierte Allokation der monetären und personellen Ressourcen sowie die damit einhergehende Finanzierung der Gesundheitsversorgung nicht unbeachtet gelassen werden. Die Erweiterung der Versorgungskapazitäten bedeutet zweifelsohne höhere Kosten, die auf die einzelnen Versicherten in Form von steigenden Krankenkassenbeiträgen oder Steuerabgaben umgelegt werden. Grundsätzlich könnten höhere Ausgaben durchaus sozial gewünscht sein, wenn damit auch eine qualitativ hochwertige Versorgung einhergeht, was eine noch stärkere Fokussierung auf Patient_innenorientierung sowie leistungsbezogene Vergütungsstrukturen voraussetzt. Jedoch muss auf gesellschaftlicher Basis ein Konsens

darüber gefunden werden, wie viel mehr an Gesundheitsleistungen die Solidargemeinschaft zukünftig bereit ist, zu finanzieren. Einer dauerhaften Refinanzierung des Gesundheitssystems durch steigende Steuerzuschüsse und ggf. einer Neuverschuldung des Staates ist somit eine klare Absage zu erteilen, da diese Verbindlichkeiten durch die kommenden Generationen zurückgezahlt werden müssen – ein zentraler Aspekt, der auch vor dem Hintergrund der Generationengerechtigkeit nicht aus den Augen verloren werden sollte. Zukünftig sollte eine konsequentere Ausrichtung des deutschen Gesundheitssystems an evidenzbasierten Gesundheitszielen erfolgen, die auf einer breiten partizipativen Basis verabschiedet werden, was in der Vergangenheit bisher nur teilweise erfolgte. Dies erfordert jedoch eine klare Vorstellung über die zukünftige Ausrichtung des Gesundheitswesens und der steuernden Institutionen. Somit wird es mit Blick auf die Zukunft von entscheidender Bedeutung sein, am Ende der Pandemie die einzelnen Handlungsoptionen retrospektiv zu beurteilen, um daraus Erkenntnisse für die Zukunft zu ziehen. ■

Dominik Rottenkolber

ist Professor für Gesundheitsökonomie und Gesundheitspolitik.

-
- ¹ Statista. Todesfälle in Zusammenhang mit dem Coronavirus (COVID-19) je Million Einwohner in ausgewählten Ländern. Internet: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1111794/umfrage/todesfaelle-mit-coronavirus-covid-19-je-millionen-einwohner-in-ausgewaehlten-laendern/> [Zugriff am 10.04.2021].
- ² Zoli, A. & Healy, A. M. Die 5 Geheimnisse der Überlebenskünstler. Wie die Welt ungeahnte Kräfte mobilisiert und Krisen meistert. München: Riemann Verlag 2013.
- ³ Thomas, S.; Sagan, A.; Larkin, J.; Cylus, J.; Figueras, J. & Karanikolos, M. Strengthening health systems resilience. Key concepts and strategies. Policy Brief 36. WHO Regional Office for Europe (Hrsg.). Kopenhagen 2020.
- ⁴ Streibich, K.-H. & Lenarz, T. (Hrsg.): Resilienz und Leistungsfähigkeit des Gesundheitswesens in Krisenzeiten (acatech IMPULS). München 2021.

die Lufthansa und andere Wirtschaftsmagnaten, welchen besondere Zuwendung in der Krise (finanziell, frühe Aufnahme in Teststrategien) zugutekam, so zeichnet sich auch hier ein Bild tiefer Ungleichheit und Ungerechtigkeit ab.

Diese Ungerechtigkeit bezüglich mangelnder Beachtung von frühkindlicher Bildung und Erziehung ist dabei nicht neu, sie wird nur angesichts einer Naturkatastrophe wie jener der Corona-Pandemie, besonders deutlich, weil frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung für das Funktionieren von Gesellschaft unverzichtbar sind.

Gerechtere Bildung in der frühen Kindheit gründet also zu allererst in stärkerer Anerkennung, Wertschätzung und Schutzbedürftigkeit von Kindern und pädagogischen Fachkräften.

Somit stellt sich einmal mehr die Frage, ob wir es uns als Gesellschaft leisten wollen und leisten können, weiterhin mit so wenig Beachtung, Wertschätzung und Anerkennung auf diesen Bereich früher Bildung, Betreuung und Erziehung zu schauen. Oder ob es nicht endlich an der Zeit wäre, diesen Bereich quantitativ und qualitativ aufzuwerten und damit auch eine Anpassung an ein Verständnis elementar-wichtiger Bildung, wie es in anderen europäischen Ländern der Fall ist, vorzunehmen.

In diesem Sinne ist es wichtig, solange die Corona-Krise noch anhält, besonders hervorgetretene Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten festzuhalten und sich für deren Abschaffung einzusetzen. Dazu bräuchte es eine bessere Bezahlung der Fachkräfte, eine höhere Fachkraft-Kind-Relation und regelmäßige Fort- und Weiterbildungsangebote.

Die gemachten Erfahrungen während der Pandemie sollten Ausgangspunkt vertiefter Auseinandersetzung mit der Anerkennung und Wertschätzung und vor allem mit der Wichtigkeit gut ausgestatteter und gut funktionierender elementarer Bildung sein. Insbesondere da erneut deutlich wurde, dass es keine wertvollere, zukunftsorientiertere und schützenswertere Ressource einer Gesellschaft gibt (und geben kann), als die der Kinder und dass deren Schutz, elterliche Fürsorge sowie Bildung und Erziehung oberste Priorität genießen müssen.

Nur so können frühe Bildung, Betreuung und Erziehung den Stellenwert einnehmen, den sie dringend benötigen und nur so kann auch das deutsche Bildungssystem insgesamt aufgewertet werden. ■

Felix Hellbach

ist Dozent im Studiengang Erziehung und Bildung in der Kindheit.

alice salomon award

Nominierungen für den Alice Salomon Award 2022!

Mit dem Alice Salomon Award ehrt die Alice Salomon Hochschule Berlin Persönlichkeiten, die zur Emanzipation von Frauen*, queeren, trans*, inter* und nonbinary Personen und der Entwicklung der Sozialen Arbeit Herausragendes beigetragen haben und die im übertragenen Sinn die Pionierleistung Alice Salomons unter heutigen Bedingungen weiterführen.

Studierende, Lehrende und Mitarbeiter_innen der ASH Berlin sowie Freund_innen der Hochschule sind eingeladen, der Jury Vorschläge geeigneter Kandidat_innen bis einschließlich **18. Juli 2021** mit folgenden Dokumenten zur Verfügung zu stellen:

- Begründungsschreiben (max. 4.000 Zeichen, inkl. Leerzeichen), aus dem der Bezug zu den Ausschreibungskriterien und zum Lebenswerk Alice Salomons deutlich wird
- Lebenslauf der Kandidat_in
- Ggf. Links zur Webseite und /oder zu Veröffentlichungen der Kandidat_in

Mit dem Preis will die Hochschule dazu beitragen, das Lebenswerk Alice Salomons stärker ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu holen und es in seiner Aktualität und fort-dauernden Bedeutung zu würdigen. Aus den eingehenden Vorschlägen wählt die vom Akademischen Senat der ASH Berlin gewählte Jury die Preisträger_in aus. Die Verleihung wird im Rahmen des Neujahrsempfangs der Alice Salomon Hochschule Berlin im Januar 2022 stattfinden.

Bitte senden Sie Ihre Vorschläge mit oben genannten Unterlagen bis zum **18. Juli 2021** per E-Mail in einem einzigen pdf-Dokument an:

Lucia Maack
Referentin der Hochschulleitung
E-Mail: referentin@ash-berlin.eu
Telefon: (030) 99 245-351

ASH Berlin Alice Salomon Hochschule Berlin
University of Applied Sciences



© Marliese Streefland on Unsplash

Die Zukunft der Grundschule mitbestimmen ...!

Der geplante Masterstudiengang
„Pädagogik der Kindheit im Grundschulalter“

Michael Brodowski und Corinna Schmude

Kindheitspädagog_innen stehen in der Verantwortung, Kinder und ihre relevanten Bezugspersonen mit ihrer besonderen Expertise diversitätssensibel und diskriminierungskritisch in ihren Lebenswelten zu begleiten. Dies schließt ein – die für den Lebensabschnitt Kindheit relevanten Institutionen und die gesellschaftlichen Bedingungen des Aufwachsens kritisch zu hinterfragen und – darauf aufbauend – diese konstruktiv und aktiv mitzugestalten.

So ist der geplante Masterstudiengang „Pädagogik der Kindheit im Grundschulalter“ eine Antwort auf die zentrale gesellschaftliche Herausforderung, auch zukünftig und insbesondere in Reaktion auf die Covid-19-Pandemie, dafür Sorge zu tragen, dass Kinder in entwicklungsförderlichen und resilienzstärkenden Rahmungen ihr Recht auf Bildung und Teilhabe an der Gesellschaft wahrnehmen können. Das Profil des angedachten Masterstudienganges ist ein Spiegel der dafür erforderlichen Qualifizierungsbedarfe. Die Absolvent_innen des Masterstudienganges, der auf dem grundständigen Bachelorstudiengang „Erziehung und Bildung in der Kindheit“ an der ASH Berlin aufbauen würde, sind Expert_innen für die kompetente und

professionelle Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern im Grundschulalter. Er qualifiziert für die folgenden berufsspezifischen Funktionen und Positionierungen:

- **das kindheitspädagogische Kernhandlungsfeld Hort, Ganztagschulen, Familienbildung/-beratung** mit dem besonderen Fokus auf Kinder im Alter von 6 bis 12 (Familienzentren, Bildungshäuser). Dies schließt Arbeits- und Themenfelder ein, wie Leitung von Gruppen, Projekten und Einrichtungen, Fachberatung, Projektentwicklung/-begleitung, Organisationsberatung, Qualitäts-/Teamentwicklung, Koordinationsaufgaben in Trägerorganisationen, Fachverbänden, Aus-, Fort- und Weiterbildung, Öffentlichkeitsarbeit, fachpolitische Vertretung und sozialräumliche und kommunale Koordinations-/Vernetzungsaufgaben¹
- die **Fachberatung** für/in Institutionen der formalen, informellen und nonformalen Bildung von Kindern im Alter von 6 bis 12
- die Entwicklung von Fachbüchern, Lernmaterialien, didaktischen Materialien (z. B. in **Schulbuchverlagen**, im Kontext der **Museumspädagogik** etc.)
- die **Arbeit in Jugendämtern und Bezirksverwaltungen** als Referent_in oder koordinierende Arbeitsgruppenleitung.

Schließlich würde der Master auch qualifizieren für den **Zugang zum berufsbegleitenden Vorbereitungsdienst** gemäß der „Arbeitsanweisung über den Zugang und die Durchführung des berufsbegleitenden Vorbereitungsdienstes für ein Lehramt und die berufsbegleitenden Studien“ vom 23. März 2016. Der Schwerpunkt des Qualifikationsprofils der Absolvent_innen liegt dabei auf einer kindbestimmten und ökologischen Lernkultur i. S. eines konstruktivistischen Lernverständnisses und ergänzt somit in hervorragender Weise die stärker sach- und instruktionsorientierte Perspektive der klassischen Lehramtsausbildung.

Mit der Idee dieses Masterstudienganges wird vor allem eines deutlich, nämlich dass Bildung, Erziehung und Betreuung von Kindern – nicht nur im Grundschulalter – eine Aufgabe nicht nur einer Profession sondern vieler Expert_innen, Eltern und Institutionen ist. Die Grundschule wird dann zu einem Lernort, an dem Zukunft gemeinsam im Sinne der Kinder gestaltet wird. ■

¹ Vgl. Berufsprofil Kindheitspädagogin/ Kindheitspädagoge - (Deutscher Bildungsserver) unter: www.bildungsserver.de



DER HOCHSCHULPOLITISCHE WAHLCHECK

Die Podiumsdiskussion zur Zukunft der Berliner Hochschulpolitik mit den wissenschaftspolitischen Sprecher_innen des Abgeordnetenhauses:



Dr. Ina Czyborra (SPD)



Tobias Schulze (Linke)



Eva Marie Plonske (Grüne)



Stefan Förster (FDP)



Adrian Grasse (CDU)

Moderation von Jan-Martin Wiarda (Journalist) und Prof. Dr. Bettina Völter

Jetzt online nachschauen unter: www.ash-berlin.eu/wahlcheck



Wie lernen Kinder Naturwissenschaften?

Das Kinderforscher*zentrum HELLEUM in und nach der Pandemie

Olga Theisselmann

Wie war es damals im Kinderforscher*zentrum HELLEUM, Anfang 2020? ... Workshops mit vielen neugierigen Kindern, Fortbildungen für Pädagog_innen aller Bildungseinrichtungen, offene Lernwerkstatt für kleine und große Forscher_innen, Arbeitsgemeinschaften, zahlreiche Hospitierende aus Berlin, Deutschland und der ganzen Welt. Unser multiprofessionelles Team hat parallel an spannenden neuen Konzepten gearbeitet, auch in Zusammenarbeit mit Partnerinstitutionen aus Deutschland und anderen Ländern. Fast jede Woche durften wir Gäste empfangen – Kolleg_innen aus dem schulischen und Hochschulbereich, die neugierig darauf waren, unser Lernwerkstattkonzept im HELLEUM im Kontext von STEAM¹ live zu erleben.

Das HELLEUM-Team ist momentan im Austauschprozess darüber, wie wir die Pandemiezeit erleben, wie die Kinder Naturwissenschaften in der Pandemie lernen, was wir aus unseren Erfahrungen mitnehmen. Im Folgenden stelle ich die ersten Reflexionen meiner Kolleg_innen (Ines, Holger, Angela, Sabrina, Nadja, Konne, Nadia und Hannah) sowie die aktuellen Entwicklungen im HELLEUM dar.

Das Team musste sich komplett auf Homeoffice-Arbeit umstellen, im ersten Lockdown aber auch teilweise in die Schulen zurückkehren, um dort die Notbetreuung der Kinder zu unterstützen

Die Pandemiezeit war für das Team ...

- eine Herausforderung und gleichzeitig ein Impulsgeber für die Entwicklung neuer Ideen. So entstand das Hybridangebot mit der gleichnamigen Broschüre „HELLEUM Zuhause“, worüber wir bereits in der letzten alice-Ausgabe berichtet haben. Unsere Arbeitsgemeinschaft am Freitag mit den Schüler_innen aus dem Melanchthon-Gymnasium wurde erfolgreich online fortgesetzt. Die Kinder waren sehr motiviert, an ihren Projekten online mit uns weiterzuarbeiten. In den Sommerferien haben wir ein tolles Hybrid-Projekt für Kinder aus dem Bildungscampus „Kastanie“ organisiert und konnten die Erlebnisse täglich digital austauschen.
- die Zeit, in der wir unsere Wissens- und Erfahrungshorizonte v. a. im Bezug auf die digitalen Medien für die Team- und Lernwerkstattarbeit erweitern sowie neue Wege, v. a. in der Lernbegleitung der Kinder beim Entdecken der Phänomene, wagen konnten.
- eine Erfahrung, dass solche Notsituationen nach stärkerer Orientierung an individuellen Lebenswirklichkeiten aller Beteiligten verlangen, sie gleichzeitig aber auch die Kreativität fördern. Gutes Teamwork sichert dabei die Qualität und den Erfolg des Hauses.

Kinder und Naturwissenschaften: Lernwerkstattarbeit auf Distanz ...

Kinder suchen nach neuen Lösungen, naturwissenschaftlichen Fragestellungen auf den Grund zu gehen. Jedoch bleibt auch während der Pandemie der Fokus beim Experimentieren und Forschen auf dem persönlichen Erfahren und Erleben mit allen Sinnen – deren Bedeutung wurde in dieser Zeit noch deutlicher wahrgenommen. Dabei bieten digitale Tools neue Methoden, um beispielweise Dialoge zum Austausch der Gedanken und Wahrnehmungen der naturwissenschaftlichen Phänomene zu ermöglichen, neue Herangehensweisen auszuprobieren, Forschungs-/Experimentiererergebnisse zu dokumentieren sowie Gruppenprojekte zu organisieren.

Es entstehen notgedrungen „Lernwerkstätten in neuen, häuslichen Räumen“. Auch wenn die Ausstattung dieser Räume sich stark vom HELLEUM unterscheidet und die Beschaffung spezieller Materialien für Kinder zu einer Herausforderung werden kann, zeigt es Möglichkeiten, naturwissenschaftlich-technische Phänomene unter sehr unterschiedlichen Voraussetzungen erforschen zu können.

Um die Kinder in ihren selbstentdeckenden Lernprozessen zu unterstützen und die Lernwerkstattarbeit im MINT-Bereich nach unseren neuen Erfahrungen weiterzuentwickeln, bedarf es eines Konzepts, das die Kombination der praktischen haptischen Erfahrungen, der digitalen Medien sowie des flexiblen Zeitmanagements voraussetzt. Dabei sind eine bessere Qualifizierung der Pädagog_innen sowie der Kinder im Bereich der digitalen Medien sowie die stärkere Orientierung an individuellen Lebenswirklichkeiten aller Beteiligten – sei es ein_e Pädagog_in oder ein Kind (Inklusion) – von großer Bedeutung.

Wir lernen aus unseren Erfahrungen und arbeiten an ...

- unserem digitalen Konzept, in dem u. a. der Ansatz der digitalen Medien in den verschiedenen Forscher_innenangeboten (Workshops, AGs, Offene Lernwerkstatt) sowie die Möglichkeiten der liveStreaming-Aktivitäten und verstärkte Kommunikation über angesagte digitale Plattformen überlegt werden.
- neuen Konzepten für den Kinderforscher*innenbereich auf der HELLEUM-Webseite und deren Umsetzung.
- der Planung der Fortbildungen zu den in der Pandemie entstandenen Hybrid-Forscher_innenangeboten. Die zweite Hybridbroschüre der Reihe „HELLEUM Zuhause“ zum Thema „Wasser marsch“ wurde vom Team fertiggestellt und die dritte ist in Planung.
- der Evaluation des HELLEUM Hybrid-Angebots.

Wir werden den Kindern im HELLEUM weiterhin anregungsreiche Lernumgebungen anbieten, in denen das Erleben mit allen Sinnen und das eigene Tun im Mittelpunkt stehen und die Anbindung digitaler Medien v.a. zur Interaktion sowie Dokumentation der Ergebnisse und Forschungswege nutzen.

Wir sind aber auch weiterhin für neue Impulse und Möglichkeiten, die den Kindern spannende Wege des Forschens aufzeigen, offen. Diese sind fächerübergreifend und ganzheitlich. Das heißt, wir STEAMen in die Zukunft. Das ist jedoch ein Thema für den nächsten Artikel. ■

Weitere Informationen: www.helleum-berlin.de



Erprobung digitaler Ansätze mit Kindern im HELLEUM



Bildung für Nachhaltige Entwicklung: Probeworkshop im HELLEUM gemeinsam mit Lehramtstudierenden der HU Berlin. Workshopstation zur Sensibilisierung gegenüber blinden Menschen



Workshopstation zur gesunden Ernährung

¹ STEAM kommt aus dem Englischen und bedeutet: Science Technology Engineering Arts an Maths. Das HELLEUM deckt alle Bereiche ab bzw. integriert sie in seine Arbeit.



Kinder, Jugendliche und Familien, die nicht über digitale Zugänge verfügen, erleben sich stärker ausgegrenzt und sozial abgeschnitten als jene, die über diverse mediale Zugänge verfügen und so Vernetzung organisieren können

Was ist anders – was wird besser – was wird schwierig?

Junge Menschen aus Wohngruppen der Jugendhilfe diskutieren mit Hochschuldozent_innen über die Pandemie und ihre Folgen

Hans-Ullrich Krause, Hedwig Griesehop, Rainer Fretschner, Bastian Vogel

Im Rahmen der Podcast-Reihe „Im Krisenmodus – Soziale Arbeit zwischen Ausnahmezustand und Aufbruch“ sind bereits viele Ausgaben erschienen, die sich mit Praxiserfahrungen, Herausforderungen und innovativen Ansätzen beschäftigen, von denen die berufsbegleitenden Studierenden des BA Soziale Arbeit (BASA-online) zu berichten wissen.¹ Eine Weiterentwicklung dieser Reihe besteht darin, die Adressat_innen Sozialer Arbeit zu Wort kommen zu lassen und zum Pandemiegeschehen zu befragen. Prof. Dr. Hans-Ullrich Krause ist in sehr gutem Kontakt mit jungen Menschen in Wohngruppen der Jugendhilfe, denn er ist Geschäftsführer des Kinderhauses Berlin Mark Brandenburg e. V. Hierbei handelt es sich um einen Verbund sozialpädagogischer Projekte; er umfasst derzeit ca. 40 Teileinrichtungen (www.kinderhaus-b-b.de).

Im März 2021 trafen sich vier Hochschuldozent_innen (Podcastverantwortliche) mit sechs Jugendlichen, die in Wohngruppen leben, um gemeinsam über aktuelle Aspekte der Pandemie und mögliche Auswirkungen zu sprechen. Unser virtuelles Meeting war lebendig, die Gesprächsatmosphäre offen und für uns alle bereichernd. Nach zwei Stunden haben wir uns verabschiedet. Die Perspektiven der Jugendlichen auf das

Pandemiegeschehen werden nachfolgend in sehr komprimierter Form wiedergegeben.

Angst vor Corona?

Die Jugendlichen diskutieren mit den Hochschullehrenden die Frage, wie es um die Angst vor Corona steht. Sie sagen, dass sie weniger Angst davor haben, selbst zu erkranken, eher die Sorge, andere durch unvorsichtiges Verhalten anzustecken oder gar jemanden durch die Krankheit zu verlieren. Deshalb haben sie es verinnerlicht, Abstand zu halten und eine Maske zu tragen. Julia sagt dazu: „Ich habe kein Problem mit der Maske. Ich kann mir gar nicht mehr vorstellen keine zu tragen“ und Lizzi merkt an: „Die Maske ist für mich zum Alltag geworden.“ Manchmal achten die Jugendlichen aber auch nicht auf Hygienegebote, und sie finden es schwierig, sich immer „richtig“ zu verhalten.

Die Sorge, dass ältere Menschen und Erzieher_innen sich mit dem Virus infizieren könnten, ist eine sich wiederholende Aussage. Es zeigt das hohe Maß an Solidarität mit Personen, die durch eine Erkrankung stärker gefährdet sind. Die Jugendlichen berichten, dass sie im Prinzip souverän mit der Situation umgehen, sie achten auf Abstandsgebote und das Tragen einer Maske

und finden es peinlich, wenn sie vergessen eine mitzunehmen. Sollten sie die Maske jedoch einmal vergessen, ist es wichtig, wie sie von Erwachsenen angesprochen und darauf aufmerksam gemacht werden. Hier macht der „Ton die Musik“, und sie wünschen sich einen positiven Umgang miteinander.

Schule bzw. Homeschooling

Die Jugendlichen weisen im Gespräch mehrfach darauf hin, dass sie unter den Bedingungen der Pandemie die Leistungen von Lehrer_innen sehr zu schätzen gelernt haben. Die im Rückblick gewonnene Wertschätzung der didaktischen und pädagogischen Leistungen der Lehrer_innen im Präsenzunterricht hält die Jugendlichen jedoch nicht davon ab, die technischen, infrastrukturellen und didaktischen Unzulänglichkeiten des Homeschooling zu kritisieren. Die nicht vorhandenen didaktischen Lehrkonzepte und Unterrichtsmaterialien wurden und werden von den Lehrkräften nicht selten durch die Bereitstellung einer Überfülle an schriftlichem Material in Form von Arbeitsblättern zu kompensieren versucht. Die Jugendlichen durchschauen durchaus, dass es bis heute keine tragfähigen Konzepte für einen zukünftigen Schulalltag unter Pandemiebedingungen gibt, und sie fragen sich, wie eine Rückkehr in den Normalbetrieb aussehen könnte. Insgesamt bleibt der Eindruck, dass die Jugendlichen durch die Pandemie einen neuen und wertschätzenden Blick auf Schule und Präsenzunterricht entwickelt haben, da weder die technische Umsetzung noch die pädagogische Begleitung des Homeschooling ihren Erwartungen an Lernen und soziale Interaktion genügen. Schule, das wurde in dem Gespräch sehr deutlich, ist für Jugendliche eben nicht nur ein Ort der Bildung und des Lernens, sondern auch der Begegnung und des Austauschs.

Familie und die Freund_innen?

Die jungen Menschen schätzen alle in gleicher Weise ein, dass sie die Bedeutung von Freund_innen, der eigenen Familie, der Wohngruppe und insbesondere auch die Betreuer_innen als wichtiger als vor der Pandemie wahrnehmen. Lizzy sagt: „Der Freundeskreis ist kleiner geworden in dieser Zeit, aber ich schätze die, die mir als Freunde geblieben sind irgendwie mehr, als vorher.“ Mira: „Die Betreuerinnen waren die ganze Zeit über immer für mich da, es war Verlass auf sie, das war wirklich gut.“ Sie wohnt in einer WG. Julia, die in einer Wohngruppe lebt, bemerkt: „Ich verstehe mich mit den Erwachsenen sogar besser, wir reden einfach mehr miteinander, haben mehr Zeit füreinander.“ Dazu entgegnet Maria, die auch in einer Wohngruppe lebt: „Dass aber auch der Streit zugenommen hat, ist ja logisch, wenn wir viel Zeit zusammen verbringen.“ Charlie ergänzt zu diesem Thema: „Ich glaube, wir haben uns alle besser kennengelernt, sind offener geworden.“ Charlie meint auch, dass sie „öfter zu Hause war, z. B. wegen Hausaufgaben. Kann ja sein, dass sich die Leute wieder nähergekommen sind.“

Anscheinend hat die Pandemie nicht nur zu Abstand geführt, sondern auch zu mehr emotionaler Nähe. Auch wenn es eine erzwungene Nähe ist, wird sie bei aller Problematik (mehr Streit)

doch auch als gut und wichtig angesehen. Die jungen Menschen heben hervor, dass es die Betreuer_innen waren, die immer präsent waren und zu ihnen gestanden haben. Und dass es, bei aller Technisierung, die ja auch begrüßt und genutzt wird, wichtig ist, dass es eben auch Nähe, Verlässlichkeit und Kontinuität gibt.

Ist nach der Pandemie – vor der Pandemie? Was bleibt?

Die jungen Menschen blicken auf das, was sich verändern könnte, insbesondere auf ihre sozialen Beziehungen und auf die Bedeutung von Schule sowie auf das Thema digitale Vernetzung. Julia sagt z. B. „Ich glaube, ich werde aufmerksamer sein, bei der Wahl meiner Freunde“. Das betrifft auch die Sicht auf die Lehrer_innen: „Ich habe schätzen gelernt, dass ein Lehrer den Stoff vermittelt.“ Oder: „Es geht darum, dass sich Lehrerinnen und Lehrer auf die Schülerinnen und Schüler wirklich einlassen, sich mit ihnen auseinandersetzen, sich für das Wohlergehen der Schüler wirklich einsetzen. Das wünsche ich mir.“ Das sagt Charlie. Und direkt zur Schule ergänzt Sonja: „Es darf nicht vergessen werden, egal wie es nach der Pandemie ist, dass nicht alle Kinder Internetzugang haben oder sich trauen damit umzugehen.“ Übereinstimmend wird die Position vertreten, dass die Corona-Pandemie den Eindruck erzeugt, dass es solche oder ähnliche Probleme auch weiterhin geben wird. Sonja: „Ja, ich glaube wir werden vorsichtiger sein und bleiben, auch weil die Krankheit nicht verschwinden wird oder wiederkommen kann.“

Es scheint so zu sein, als wäre das Jahr der Pandemie insbesondere für junge Menschen hochbedeutsam. Die Erwartungen an Erwachsene, sozial wichtige Personen, sind größer geworden. Dazu gehören nicht nur Freunde und Familie, sondern auch Lehrer_innen und Betreuer_innen. Die Schule wird in ihrer Bedeutung als sozialer Ort anders, wichtiger wahrgenommen. Es geht eben nicht einfach um Stoffvermittlung, wie das oft in den Diskursen über Schule beschrieben wird, sondern um die Menschen, die dort aufeinandertreffen. Das sollte für Schule eine wichtige Erkenntnis sein. Und für junge Menschen in stationären Hilfen zeigt sich im pandemischen Ausnahmezustand, wie wichtig das gute Verhältnis zu Betreuungspersonen und das Miteinander in der Kinder- oder Jugendgemeinschaft sind. Es soll mehr zugehört, mehr aufeinander eingegangen werden. Das ist aus pädagogischer Sicht sicher interessant, zeigt es doch, dass nötige Abgrenzungen, Reibungen in den Hintergrund treten, obwohl das für junge Menschen und deren Entwicklung wichtig ist. Die solidarische Haltung, dass nämlich in Krisenzeiten niemand vergessen werden soll, scheint bedeutsam zu sein. Kinder, Jugendliche und Familien, die nicht über digitale Zugänge verfügen, erleben sich stärker ausgegrenzt und sozial abgeschnitten als jene, die über diverse mediale Zugänge verfügen und so Vernetzung organisieren können. Dabei reicht es nicht, die materiellen Bedingungen herzustellen, sondern es geht auch um die Fähigkeiten, mit dieser Technik umzugehen und um die mentale Voraussetzung, diese überhaupt nutzen zu wollen. Diese und weitere Anregungen von Kindern und Jugendlichen werden auch für die Soziale Arbeit eine Rolle spielen. ■

¹ Podcast-Team: Rainer Fretschner, Hedwig Griesehop, Hans-Ullrich Krause, Bastian Vogel; zu hören unter <https://soundcloud.com/alicesalomonhochschule/sets/im-krisenmodus-soziale-arbeit-zwischen-ausnahmezustand-und-aufbruch>

Klimagerechte Soziale Arbeit im Jahr 2035

Yannick Liedholz

Es ist fast früh Sommerlich warm an diesem 19. April 2035, an dem die ASH Berlin im Fokus des deutschlandweiten Medieninteresses steht. Die Augen der angereisten Journalist_innen sind auf die Südfassade des Hochschulgebäudes gerichtet. Vor dem Medienpulk macht sich eine Studentin der Nachhaltigkeitsinitiative trASHform bereit.

„Es ist mir eine große Freude“, begrüßt sie die Menge, „heute gemeinsam mit Ihnen die neue Fassadenbegrünung einzuweihen. Sie ist ein weiterer Meilenstein der Klima- und Nachhaltigkeitsstrategie der ASH Berlin. Damit wird nicht nur das klimaschädliche Kohlenstoffdioxid aus der Atmosphäre gebunden, die Fassadenbegrünung trägt auch dazu bei, die Entstehung von Wärmeinseln in Hellersdorf während der häufigeren Hitzewellen im Sommer abzumildern. Nachdem der Neubau bereits zu hundert Prozent über erneuerbare Energien selbstversorgt wird, ist dies ein weiteres Zeichen dafür, dass unsere Hochschule sich des Themas Nachhaltigkeit progressiv angenommen hat. Die ASH Berlin wird zu Recht als die erste SAGE^N-Hochschule in Deutschland bezeichnet!“

Anerkennender Applaus brandet auf, Kameras klicken. „Im vergangenen Wintersemester“, fährt die Studentin fort, „habe ich mein 22-wöchiges Pflichtpraktikum in einem Nachbarschaftszentrum absolviert. Dort bin ich zahlreichen Dingen begegnet, die mir als angehende und klimabewegte Professionelle in der Sozialen Arbeit Mut machen. Und zwar gab es in dem Nachbarschaftszentrum einen Nachhaltigkeitsbeauftragten, dazu zwei entsprechende Referent_innenstellen beim Träger. Ein fester Bestandteil meines Praktikums war es, diesen Fachleuten über die Schultern zu schauen. Dabei wurde mir bewusst, wie viele Nachhaltigkeitsfragen sich in den Einrichtungen

und bei den Trägern der Sozialen Arbeit selbst stellen und auf welchen Ebenen der Kommunalpolitik und der Zivilgesellschaft sich die Soziale Arbeit für Klimagerechtigkeit einsetzen kann. Dies hat mein Verständnis von einer politischen Sozialen Arbeit enorm geschärft.“ „Darüber hinaus“, berichtet die Studentin weiter, „praktiziert der Träger des Nachbarschaftszentrums ein Modell der kurzen Vollzeit im Sinne einer Postwachstumsökonomie. Die maximale Wochenarbeitszeit liegt aktuell bei 30



Fassadenbegrünung könnte auch für die ASH Berlin eine Möglichkeit sein

© Barbara Halstenberg

Stunden und wird in den nächsten fünf Jahren weiter auf 25 Stunden gesenkt. Diese mutige Entscheidung hat zu einer höheren Zufriedenheit und Gesundheit der Angestellten geführt und ermöglicht es ihnen, sich in der hinzugewonnenen Freizeit beispielsweise an den Urban Gardening-Projekten des Trägers zu

beteiligen. Zudem wird ein kleiner Teil der Gehälter als Regiogeld ausbezahlt. Als Praktikantin erhielt ich neben der regulären Praktikumsvergütung noch 300 KLIMABERLINER im Monat, mit denen ich problemlos meinen Bedarf an Lebensmitteln auf lokalen Märkten decken konnte.“

Wieder schwappt Beifall durch die warme Hellersdorfer Luft. Die Studentin hält kurz inne, dann spricht sie mit fester Stimme weiter: „Früher, als ich mit Fridays for Future auf die Straße ging, war der Klimawandel vor allem ein technisch-naturwissenschaftliches Thema. Dies ist heute anders. Der Klimawandel wird weithin auch als soziale und kulturelle Frage behandelt, als eine Frage von Gerechtigkeit. Dass sich Klimagerechtigkeit als Konzept durchgesetzt hat, ist sicher ein Verdienst der Sozialen Arbeit! Wie keine andere Profession hat sie ihren theoretischen Überlegungen Taten folgen lassen und gilt mittlerweile als Impulsgeberin für viele gesellschaftliche Bereiche.“

„So“, sagt die Studentin zufrieden und blickt erst auf die begrünte Fassade und dann auf ihre Armbanduhr. „Ich danke Ihnen sehr für Ihr Kommen, für das unübersehbare Interesse an unserer Arbeit. Ich gebe jetzt das Wort an die Rektorin weiter. In wenigen Minuten beginnt mein Projektseminar zu Klimagerechtigkeit und Sozialer Arbeit und da will ich keinesfalls zu spät kommen. Denn: Die Bearbeitung des Klimawandels duldet weiterhin keinen Aufschub, auch kein akademisches Viertel. ■

Buchinformation

Berührungspunkte von Sozialer Arbeit und Klimawandel
Perspektiven und Handlungsspielräume
Yannick Liedholz
Verlag Barbara Budrich 2020
150 S., 24,95 Euro
ISBN 978-3-8474-2465-9

Meine Vision:

Das Recht auf Wohnen wird umgesetzt!



Susanne Gerull

Die Corona-Pandemie hat massive Auswirkungen auf die Lebenssituation wohnungsloser Menschen. Besonders hart trifft es die auf der Straße lebenden Menschen, die der Aufforderung des „stay at home!“ nicht nachkommen können. Positiv ist allerdings festzustellen, dass die existenzielle Armutslage Wohnungslosigkeit durch die Pandemie europaweit auf die Agenda katapultiert worden ist: Neben aus dem Boden gestampften Charityprojekten und ehrenamtlichem Engagement hat auch die Politik vielerorts begriffen, dass die bestehenden Hilfesysteme nicht ausreichend und angemessen sind und vor allem, dass dort oft nur die

Symptome bekämpft werden, statt das Recht auf Wohnen umzusetzen. So wurden in Berlin auf vielfaches Drängen der Praxis und der Betroffenen selbst sogenannte 24/7-Angebote eingerichtet. Statt abends „einzuchecken“ und morgens wieder gehen zu müssen, können wohnungslose Menschen das niedrigschwellige Angebot einer Notübernachtung nun ganztägig wahrnehmen.

Darüber hinaus wurde von der Senatorin für Integration, Arbeit und Soziales ein „Masterplan gegen Wohnungslosigkeit“ angekündigt. Die Beendigung unfreiwilliger Wohnungslosigkeit bis 2030 sei für Berlin ein erreichbares Ziel, wie es

Elke Breitenbach, gemeinsam mit Staatssekretär Alexander Fischer, zunächst exklusiv im Tagesspiegel formulierte.¹ Als Leitprinzip des Masterplans wurde dort Housing First ausgerufen. Unter diesem Namen fördert das Land Berlin seit Oktober 2018 als erste Kommune Deutschlands zwei Modellprojekte mit insgesamt 70 Plätzen. Es setzt damit ein in den USA entwickeltes und europaweit anerkanntes Konzept zur dauerhaften Wohnungsverversorgung ehemals wohnungsloser Menschen mit Multiproblemlagen um. Was aber würde passieren, wenn Housing First zum Leitprinzip der Wohnungsnotfallhilfe für alle Betroffenen würde?

¹ www.tagesspiegel.de/berlin/housing-first-so-koennte-berlin-obdachlosigkeit-bis-2030-beenden/26772336.html (19.03.2021)

Housing First

Ist jemand unfreiwillig wohnungslos, wird ihr_ihm bzw. dem gesamten betroffenen Haushalt von der zuständigen Behörde umgehend eine angemessene, mietvertraglich abgesicherte Wohnung vermittelt. Der für den jeweiligen Sozialraum verantwortliche freigemeinnützige Träger für Wohnungsnotfälle macht parallel ein bedingungsloses und unbefristetes Unterstützungsangebot, das – je nach Wunsch – auch aufsuchend und/oder als begleitende Hilfe, bspw. zu Behörden, erfolgen kann. Zu welchen Themen die Unterstützung erfolgt – und wann, wie und wie lange, bestimmen die Adressat_innen des Hilfeangebots.

Die Prinzipien dieses Gesamtpaketes Housing First sind:

- Eigene Wohnung als Grundrecht (und nicht nur die Pflicht des Staates zur Unterbringung in einer Wohnungslosenunterkunft)
- Dezentral gelegener Individualwohnraum (also kein „Haus für ehemals wohnungslose Menschen“)
- Entkopplung von Wohnungsvermittlung und Unterstützungsangebot (im Gegensatz zu Hilfen, bei denen mit dem Ende der Unterstützung auch die Wohnung aufgegeben werden muss)
- Hilfeangebot, solange benötigt und gewünscht (d. h. keine Verpflichtung zur Annahme von Hilfe)
- Respekt, Wärme und Empathie gegenüber den Adressat_innen der Hilfe sowie Wahlmöglichkeiten und Selbstbestimmung (und keine paternalistische Haltung und/oder verbindliche Hilfepläne)
- Orientierung auf den Heilungsprozess sowie Schadensminimierung bei akzeptierendem Ansatz (d. h. bspw. kein Abstinenzgebot, keine Mitwirkungspflichten zur umgehenden Arbeitssuche o. Ä.)²

Die bisherigen Evaluationsergebnisse der beiden Berliner Modellprojekte (die ASH Berlin führt diese Wirksamkeitsstudie unter Leitung der Autorin durch) zeigen, dass der Ansatz Housing First auch in Berlin (und Deutschland insgesamt) schon jetzt eine sinnvolle, weil zielführende Ergänzung des aktuellen Hilfesystems für Wohnungsnotfälle ist: Nach rund 2½ Jahren Laufzeit liegt die nachhaltige Wohnungssicherungsquote bei rund 97%. Fast wichtiger ist allerdings, was ein Nutzer im Interview formulierte: „... man hat jetzt wieder die Möglichkeit sein eigenes Leben zu gestalten“ (M., Projekt Housing First Berlin).

Dann brauchen wir jetzt also nur noch bezahlbaren Wohnraum für die vielen Zehntausend wohnungslosen Menschen in Berlin. Aber ich wurde ja nur um eine Vision gebeten ... ■

Susanne Gerull ist Professorin für Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit mit dem Schwerpunkt Armut, Arbeitslosigkeit, Wohnungslosigkeit und niedrigschwellige Sozialarbeit.

2 Vgl. Pleace, Nicholas (2016): Housing First Guide Europe. Ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von neunerhaus. Wien: neunerhaus, S. 28 ff. <https://housing-firsteurope.eu/assets/files/2017/12/housing-first-guide-deutsch.pdf> (19.03.2021).

ASH Berlin Alice Salomon Hochschule Berlin
University of Applied Sciences

14. Juni 2021 · 13 – 19 Uhr

Studieninfotag

DIGITAL

Wir studieren:
Soziale Arbeit, Gesundheit,
Erziehung und Bildung.

Sei dabei!

www.ash-berlin.eu

Anzeige



Gelandet in der Zukunft! Von links nach rechts: Kommander Uhura, Kommander Spock, Kaptain Kirk, zweite Reihe: Dr. McCoy, Kommander Scott

Das ideale Arbeitsleben der Zukunft

Jana Ennullat

Als ich klein war, habe ich mir vorgestellt, dass in der Zukunft alle ein Telefon haben würden (es hatte damals noch eine Wählscheibe) und dass es Automaten geben würde, an denen zu jeder Zeit Süßigkeiten und Lebensmittel zu haben wären und dass die Menschen umherfliegen würden, um zur Arbeit zu kommen.

Heute haben fast alle mindestens zwei Telefone (fest und mobil), ein Süßkramautomat steht auf jedem Dorfbahnsteig und ja, die Leute fliegen umher, um zur Arbeit zu kommen, manche fast jeden Tag.

Als ich groß war und anfang zu arbeiten, habe ich mir gewünscht, das auch mal von zu Hause aus tun zu können, selbstbestimmt zu arbeiten und nicht jeden Morgen mit einer Chipkarte unter den strengen Augen der Pförtnerin einchecken zu müssen.

Und heute? Gerade jetzt sind meine Wünsche genau umgekehrt und ich denke, wie schön es doch wäre, wenigstens ein-/zweimal pro Woche einen Arbeitstag an der Hochschule verbringen zu können mit Mittagessen in der Mensa, Kolleg_innen in echt und allem Drum und Dran.

Abgesehen vom pandemischen Geschehen, stelle ich mir das ideale Arbeitsleben der Zukunft allerdings nicht so wahnsinnig anders vor, als es jetzt der Fall ist, nur ohne die Pandemie!

Das flexible Arbeiten von egal wo und egal wann (selbstverständlich gut ausgestattet mit einem kleinen, schnellen Computerchen) klingt schön und ist in anderen Branchen sicher z. T. schon Alltag. Bei mir weckt es Vorstellungen von: morgens ins Prinzenbad für ein kurzes Training, dann das Zoom-Meeting im Park und anschließend ab ins stille, schattige Café zum kreativen Arbeiten und Mittagessen.

Ein privilegiertes Leben – wird es in Zukunft auch im Öffentlichen Dienst möglich sein? Hierarchien werden flacher, Erwerbsformen flexibler und mobiler und langsam löst sich die Arbeit von der Präsenz. Toll – allerdings nicht für alle und es gibt weitere Nachteile.

Eine Erfindung, um die ich mich Sorge und die ich nicht missen möchte, denn allein der Klang weckt Begehrlichkeiten, ist der Feierabend.

Und in der Tat gibt es ihn nicht mehr jeden Tag, seit der Pandemie ganz besonders. Manchmal taucht er in Form einer längeren Pause in der Tagesmitte auf und am eigentlichen Feierabend wird stattdessen eine Feierabendschicht eingeschoben. Und es gibt auch mal Tage, wo weder Tagesmitte noch der Tagesabend Platz für einen Feierabend haben. Das Verfließen von Arbeits- und Freizeit, das Aufweichen jahrhundertlang schwer erkämpfter Arbeitszeitregelungen und Arbeitnehmer_innenrechte und die freiwillige Selbstaussbeutung, die munter damit Schritt hält, sollten kritisch beäugt werden.

Wird es in der Zukunft noch genug Arbeit geben für alle? Genug für eine 40-Stundenwoche (oder auch 39,4)? Die einen sagen so und die anderen sagen so. Einige Branchen müssen sich um das „Allewerden“ von Arbeit nicht sorgen (Arbeit ist ja schließlich kein Kuchen ...). Pfleger_innen, Müllleute oder auch die Post, um nur mal einige zu nennen, sind es aber auch, die von den neuen Vorteilen bisher kaum bis wenig profitieren.

Für das ideale Arbeitsleben der Zukunft wünsche ich mir trotzdem, dass es weniger Stunden für alle werden (bei gleichem oder besserem Gehalt/Lohn versteht sich) und Arbeitsmodelle jenseits einer Acht-Stunden-Logik – auch für Männer umgesetzt werden. Außerdem wünsche ich mir, dass so gesunde Traditionen wie freie Wochenenden und Feierabende und andere gesetzliche Regelungen zum Schutz von Arbeitnehmer_innen erhalten bleiben – mit aller Flexibilität, die möglich und allen Grenzen, die nötig sind. Die muntere Selbstaussbeutung muss dabei zumindest reflektiert werden, vielleicht in Coaching-Angeboten, eingeführt von der Arbeitgeber_innenseite.

Und wenn ich mir zum Schluss NOCH etwas wünsche, (hat in der Kindheit ja auch geklappt), dann würde ich sagen: „Beam me up, Scotty“ (dt. Beam mich hoch, Scotty.)¹ ■

Jana Ennullat

ist Referentin für Planung und Forschung.

¹ Das Zitat bezieht sich auf die Science-Fiction-Serie Raumschiff Enterprise (engl. Star Trek) aus den 1960er- und 70er-Jahren. Der Ausdruck „Beamen“ bezeichnet das Teleportieren von Personen und Gegenständen über beschränkte Distanzen. (Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Star_Trek)

Hochschullehre 2.0 ?!

Was können wir aus der Corona-Pandemie für die zukünftige Hochschullehre mitnehmen?

© David von Becker



Auch nach der Corona-Pandemie wäre es sicher sinnvoll, weiter auf die Digitalisierung zu setzen und neue Formate für die Hochschullehre zu finden

Julia Huber

Seit einem Jahr sitzen wir alleine zu Hause, abgeschottet von sozialen Kontakten, vor unseren Laptops. Wir sitzen alleine auf der Couch, am Küchentisch, im Bett oder am Schreibtisch. Online-Vorlesungen, Online-Gruppenarbeiten und abendliche Bierrunden über Zoom wurden zur Normalität. Keiner hätte erwartet, dass diese Nachricht über einen Virus unser Leben so lange und so stark verändern würde. Wann diese Krise überstanden ist und wir zurück in unser normales Leben dürfen, kann bisher niemand genau sagen. Doch irgendwann wird der Tag kommen. Und dann? Switchen wir zurück ins Jahr 2019 und alles läuft ohne Veränderung weiter oder können wir durch diese Krise lernen und das zukünftige Hochschulleben flexibler und vor allem digitaler gestalten?

Sicher freuen wir uns alle darauf, irgendwann wieder an die ASH Berlin nach Hellersdorf zu fahren, uns vor der Hochschule mit unseren Kommiliton_innen zu treffen, zusammen in den Seminaren über interessante Themen zu diskutieren, gemeinsam zu essen und uns abends in Kneipen zu treffen. Allerdings wäre es schade, nichts aus der

momentanen schweren Zeit mitzunehmen und das Hochschulleben nach der Corona-Pandemie nicht zu revolutionieren. Sowohl Dozent_innen als auch Student_innen haben nämlich in den vergangenen Monaten bewiesen: „Wir können auch online.“ Warum also nicht zukünftig auf diese neuen Skills zurückgreifen? Beispielsweise durch eine neuartige Hochschullehre im hybriden Format: Präsenz- und Online-Veranstaltungen gleichermaßen in das Studium integrieren. Hierbei könnten Module, die eigentlich wöchentlich in Präsenz laufen, abwechselnd online über Zoom und in der ASH Berlin vor Ort stattfinden. Auch im Ablauf von Vorlesungen könnte von den Zoom-Sitzungen gelernt werden. Da Zoom-Meetings viel anstrengender sind, als sich persönlich in der Hochschule zu treffen, versuchten viele Dozent_innen die Inputs bei Meetings relativ kurz zu halten und die restliche Zeit für Fragen, Diskussionen und zur Vertiefung von Themen zu nutzen. Die Grundlagen der verschiedenen Thematiken erarbeiteten sich die Studierenden selbstständig und asynchron. So könnte die Vorlesungszeit auch in der Präsenzlehre effektiver

genutzt werden und mehr auf eigenverantwortliche asynchrone Lehre gesetzt werden. Damit könnten die Student_innen ihre Zeit nicht nur freier und flexibler einteilen, auch würde der zum Teil lange tägliche Fahrtweg nach Hellersdorf entfallen. Auch nach der Corona-Pandemie wäre es also sicher sinnvoll, weiter auf die Digitalisierung zu setzen und neue Formate für die Hochschullehre zu finden. Hierbei könnten zum Beispiel ASH-interne Foren oder sogar neue Apps dazu genutzt werden, die Vernetzung zwischen Studierenden und Dozent_innen, sowohl semester- als auch studienfachübergreifend, zu verbessern. So könnte uns diese momentan schwere Zeit, in der wir abgeschottet alleine zu Hause lernen, irgendwann vielleicht dazu verhelfen, in der Zukunft noch ein Stück näher zusammenzurücken und in eine flexiblere und noch effektivere Hochschullehre zurückzukehren. ■

Julia Huber studiert Gesundheits- und Pflegemanagement.

Wo bleibt die Perspektive?

Gedanken über das Fehlen von Hoffnung und wie ich sie doch noch fand

Carolin Kerberg

Hoffnung ist für mich zu einem fragilen Begriff geworden. Dabei hoffe ich immerzu. Ich hoffe darauf, dass das Wetter am Wochenende gut wird und wir mit den Kindern viel Zeit draußen verbringen können. Ich hoffe, dass die nächste Nacht nicht vor sechs Uhr morgens enden wird. Ich hoffe darauf, dass der Einkauf im Lieferzeitfenster ankommt und nicht erst dann, wenn die Kinder schon schlafen und durch die Klingel wieder geweckt werden könnten. Ich hoffe, dass meine nächste Periode weniger stark und schmerzhaft sein möge. So viel Hoffnung, und doch so wenig. Denn ich hoffe nur noch im Kleinen, im Privaten. Ich habe aufgehört, an große Wunder zu glauben.

Wenn ich mich umhöre, scheint es vielen Menschen in meinem Umfeld ähnlich zu gehen. Nur die wenigsten wagen es überhaupt, so etwas wie einen Sommerurlaub zu planen. Zu unsicher sind die Zeiten. Und unsichere Zeiten machen unsicher, sagte meine Therapeutin kürzlich. Ich kann sie spüren, diese Unsicherheiten. Selbst bei denen, die immer stark und unverwundbar schienen. Diese Pandemie hat etwas mit uns gemacht. Sie hat Spuren hinterlassen. Bei allen.



Die Enge in der Großstadt

Vor einigen Monaten dachte ich zum ersten Mal, dass wir die Perspektive verlieren. Es gibt keine sicheren Aussichten auf eine geregelte Kinderbetreuung, vor allem für Familien ohne Systemrelevanz. Es gibt keine Strategien, um unsere Kinder besser zu schützen. Es gibt keine Präsenzpfllicht an Schulen. Dass mein siebenjähriger Sohn für zwei Stunden am Tag in die Schule gehen darf, ist nett gemeint, doch keine wirkliche Unterstützung. Diese zwei Stunden kann ich täglich ungestört arbeiten, aber nur, wenn ich mir das Mittagessen verkneife. Davor und danach bin ich da und versuche Sicherheit zu spenden, obwohl ich mich wie ein Turm aus Bauklötzern kurz vor dem Einsturz

fühle. Was mir fehlt, sind nicht nur Cafés, Restaurants, Museen, Kinos und Theater. Was mir fehlt, sind Menschen. Und was mir fehlt, ist ein Plan.

Das Leben in der Großstadt hat an Attraktivität verloren. Wer nach wie vor ohne Balkon, grünen Hinterhof oder kleinen Garten lebt, wird nicht beneidet. Es ist schlichtweg unmöglich geworden, sowohl einen passenden und bezahlbaren Wohnraum zu finden als auch ein Fleckchen Grün, auf dem man nicht auf Abstandsregeln achten muss. Wer sich wie wir kurz vor oder während der Pandemie familiär vergrößert hat, muss zunächst ausharren. Doch die Geduld lässt nach und die Kinder werden größer. Zu fünft auf drei Zimmern inklusive Homeoffice lässt wenig Spielraum übrig. Der Frust nimmt seit vergangenem Jahr vor allem bei Familien immer weiter zu.

Nach über einem Jahr Pandemie haben sich auch Freundschaften deutlich verändert. Ich schreibe bewusst verändert, denn es haben sich nicht alle verschlechtert. Ich habe im vergangenen Jahr sogar eine Freundin dazugewonnen. Die Freundschaften, die ich schon lange über Distanz führe, sind größtenteils gleich geblieben. Einige Freundschaften sind sogar enger geworden. Berlin – Leipzig ist keine unüberwindbare Distanz mehr, sondern in etwa die gleiche wie Neukölln – Wedding. Man trifft sich nicht, man schickt sich Sprachnachrichten und Fotos, um auf dem Laufenden zu bleiben. Über den Spruch „Freunde sind wie Sterne. Man sieht sie zwar nicht immer, doch sie sind immer da“, kann ich dennoch nur müde schmunzeln. Bei manchen Freund_innen bin ich mir nicht mehr sicher, ob sie „danach“ noch da sein werden. Denn nicht mit jedem/jeder funktionieren digitale Formen des Kommunizierens und das Aushalten der Distanz über einen längeren Zeitraum.

Es fehlt mittlerweile nicht nur mir die Perspektive, sondern vielen Menschen in meinem Umfeld. In sozialen Medien lese ich zunehmend Forderungen an die Politik. Harter Lockdown versus Impfstrategie. Wie ein Kampf, den hoffentlich nicht noch mehr Menschen verlieren. Da ist sie wieder. Hoffnung. Obwohl ich auf fast alles verzichten muss, was mein Leben in der Großstadt bisher lebenswert gemacht hat, habe ich sie noch. Durch meine Kinder. Durch mein Studium. Durch meinen Partner. Und wir haben für uns gemeinsam einen neuen Plan gefasst: Wir wollen die Stadt verlassen. Sie bescherte uns viele schöne und aufregende Jahre und vor allem unsere drei Kinder. Doch sie hat nicht mehr genügend Platz für uns. Was sich anfangs wie eine Flucht anfühlte, ist mittlerweile zu einem Weg geworden, der sich gut anfühlt. Voller Hoffnung ■

Carolin Kerberg studiert Biografisches und Kreatives Schreiben im 2. Semester.

Zurück in die Zukunft:

Wie kann eine barrierefreie Hochschule von morgen aussehen?

Oliver Bluhm

Wir schreiben das Jahr 2023.

Ich rolle vergnügt auf den Eingang der Alice Salomon Hochschule zu. Der Vorplatz, welcher in Zusammenarbeit mit der Senatsverwaltung begrünt worden ist, wird, so stelle ich fest, von vielen Menschen zum Entspannen und Quatschen benutzt.

Mein Handy vibriert und meldet mir, dass das hochschuleigene E-Mail-Programm ein neues Upgrade erhalten hat. Nun wurden auch das Belegsyst- em Lehre Studium Forschung, besser bekannt als LSF und die umfangreiche Online-Bibliothek meiner Hochschule integriert. Im vergangenen Jahr hatte sich die Hochschule dazu entschlossen, einen eigenen digitalen Hochschulcampus zu entwickeln, da bei einer Befragung der Hochschulangehörigen eine Zentralisierung aller digitalen Vorgänge an der Hochschule gewünscht wurde. Selbstverständlich wurde auf eine barrierefreie Benutzeroberfläche und Informationstechnik bei der Entwicklung dieser Plattform geachtet. Der verpflichtende Kurs für eine gute Anwendung dieser Plattform, an dem alle Hochschulangehörigen teilnehmen mussten, kommt mir in den Sinn. Ich erinnere mich gern daran zurück, weil dieser Kurs wirklich niederschwellig gewesen ist und außerdem zur Verbesserung der Plattform genutzt wurde. Während ich mir die neuesten Nachrichten meines Hochschul-E-Mail-Postfachs anschau- e, rolle ich an der alten Kantine vorbei und denke so bei mir: „Die im Neubau ist aber größer.“

Anschließend fahre ich weiter zu meinem reservierten Lernraum, wo ich mich gemeinsam mit anderen Personen eingebucht hatte. Als sich der Fahrstuhl in Bewegung setzt, erhalte ich eine neue Benachrichtigung des Hochschulcampus. In dieser steht, dass die digitale Bibliothek um ein weiteres Buch bereichert wurde. Dank einer Gesetzesänderung ist die Bibliothek nun in der Lage, sämtliche Bücher von den Verlagen in barrierefreier digitaler Form zu bekommen oder in Eigenverantwortung zu digitalisieren. Ich freue mich darüber, dass ein Buch, welches ich für meine Masterarbeit lesen muss, auch unter den Neuerscheinungen ist und positioniere mich, mittlerweile im Raum angekommen, mit einem Lächeln nah bei einer Freundin. Ich denke so bei mir, dass es fantastisch ist, dass es die Alice Salomon Hochschule Berlin geschafft hat, in jedem Seminarraum technische Unterstützungssysteme für behinderte Menschen zu installieren, beispielsweise Hörschleifen oder frei zugängliche Schriftvergrößerungsgeräte.

Nachdem ich mir, mithilfe des barrierefrei zugänglichen Textes, die Inhalte für das nächste Seminar ins Gedächtnis gerufen habe, melde ich mich bei Big-BlueButton (BBB) an. Es gibt nämlich seit Semesterbeginn die Möglichkeit, sich bei jedem Seminar entweder für eine digitale Variante oder ein paralleles Präsenzangebot zu entscheiden.

Nach meiner Lehrveranstaltung entschieße ich mich noch schnell einen fair gehandelten Kakao mit Hafermilch und einen fairen Schokoladenkuchen zu essen. Die Hochschulleitung hat

sich dafür eingesetzt, dass hier in dieser nachhaltigen Hochschule nur noch Fairtrade und/oder vegane Produkte in der Mensa verkauft werden.

Plötzlich höre ich das Geräusch meines Weckers und stelle enttäuscht fest, dass die Hochschule 2023 nur ein Traum gewesen ist. Verschlafen und nachdenklich schaue ich auf meinen Bildschirm und sage seufzend: „Ich will zurück in die Zukunft!“ ■



Oliver Bluhm studiert seit mittlerweile über einem Jahr online von zu Hause

Oliver Bluhm studiert Soziale Arbeit. Er ist Abgeordneter des Studierendenparlaments und Vertreter der Studierendenschaft in der Kommission für Barrierefreiheit an der ASH Berlin sowie im Akademischen Senat.

Imagine!

ASH Berlin als eine rassismus- und diskriminierungsfreie Hochschule

Nuran Ayten, Daniela Herrera, Ismail Qureshi, Purnima Vater und Meryem Yildiz

© Creative Commons (CC) Jose Ivan B.V



Jede Veränderung beginnt mit einem Wunsch, einem Gedanken, einer Idee, einer Utopie. Imagine!

Ich starte einen wunderschönen Tag, ohne dass ich mir Mauern bauen muss, um mich vor rassistischen und diskriminierenden Vorfällen und Strukturen zu schützen. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl von Freiheit, Leichtigkeit und Sicherheit. Mein Körper auf dem Weg zur U-Bahn ist locker und entspannt, meine Schritte geerdet, kraftvoll und sicher. Die Bahn kommt pünktlich an, ich steige ein und setze mich auf einen leeren Platz. Keine Anspannung, keine Alarmbereitschaft, keine Angst, dass ich von der Polizei oder Fahrscheinkontrolleur_innen diskriminierend behandelt werde, dass ich beleidigt, angespuckt oder gemieden werde. Die Blicke um mich herum sind freundlich und neutral. Ich schließe meine Augen.

Ich komme an der ASH Berlin an und spüre den Raum, der von Diversity geprägt ist. Ich kann barrierefrei in meinen Seminarraum gelangen. Der/Die BIPOC Professor_in ist schon im Raum und reflektiert die deutsche Einwanderungsgesellschaft. Es herrscht eine positive und einladende Atmosphäre im Raum, in der ich Lust zum Lernen bekomme. Der Umgang miteinander ist solidarisch und auf Augenhöhe. Niemand fühlt sich abgewertet oder ausgegrenzt, egal welche ethnische Zugehörigkeit, welchen Hautton, sozialen Status, welches Geschlecht, welche Sprache, sexuelle Identität, Behinderung oder welches Lebensalter eine Person hat. Die Hochschulleitung, alle Dozierenden, Verwaltungsmitarbeiter_innen und Studierenden sind machtkritisch und reflektiert. Sie agieren präventiv und intervenieren, wenn trotz aller präventiven Maßnahmen doch ein Diskriminierungsvorfall passiert, was eine große Ausnahme ist. Außerdem gibt es ein gut funktionierendes

Beschwerdemanagement, eine_n Inklusionsbeauftragte_n und eine_n Antirassismusbeauftragte_n, die autonom sind, mit Stimmrecht und Handlungsmacht ausgestattet sind.

Die Texte und Inhalte, die wir im Seminar diskutieren sind multiperspektivistisch, gesellschaftskritisch und barrierefrei. Eurozentristische Perspektiven werden kritisch eingeordnet und die Dozent_innen laden herzlich zu einer Auseinandersetzung ein. Es werden keine stigmatisierenden Bilder, kein rassistisches Wissen (re)produziert. Deutsch ist nicht Norm an der ASH Berlin. Seminare und Lehrinhalte sind in mehreren Sprachen verfügbar, auch in meiner Erstsprache. Somit kann ich mich mit den Lerninhalten gut auseinandersetzen und mich im Seminar besser beteiligen. Wenn ich trotzdem in einem Seminar bin, in dem die Seminarsprache Deutsch ist und ich etwas länger brauche, um meine Ideen zu formulieren, ist Verständnis und Geduld im Raum. Meine Ideen haben einen Wert, egal, wie lange ich brauche, um sie zu formulieren und egal, wie ich sie formuliere. Ich kann meiner Kreativität und meinen Gedanken freien Lauf lassen, ohne zu befürchten, dass ich abgewertet, defizitär dargestellt, zum anderen gemacht werde.

In allen Bereichen der Hochschule, egal ob in Mensa, Computerraum, Hof, Werkstätten oder Seminarräumen ist Inklusion, kritische Pädagogik und Barrierefreiheit im Vordergrund. Ich fühle mich als selbstverständlicher Teil der Hochschul-Community. Meine Lebensrealitäten werden berücksichtigt, ich kann Familie und Studium miteinander vereinbaren, mein sozialer Status stellt weder bei meiner Studienplatzzusage noch im Studium Barrieren dar.

Die ASH Berlin, meine Hochschule, ist ein Ort, an dem ich ungehindert lernen, mich weiterentwickeln und blühen kann. Ich kann jeden Tag schöne Erinnerungen und Erfahrungen sammeln, die sowohl meine berufliche als auch persönliche Zukunft, und mein Selbstbild positiv prägen.

„Ich hoffe, ich habe euch weder verloren noch eingeschüchtert, bloß weil ich von der intimen Begegnung spreche, die sich ereignet, wenn echtes Lernen und echtes Lehren passiert. Weil ich davon spreche, mich selbst zu fühlen, die Gefühle anderer Menschen und meine Reaktion darauf wahrzunehmen. Denn wir alle müssen freilich verstehen, dass dieser Austausch die am heftigsten untersagte und zu verhindern gesuchte menschliche Übung unserer Zeit ist.“ ■

Kontakt

BIPOC Referat & „Ich bin da!“ Studierenden-Initiative ASH Berlin:
bipoc@ash-berlin.eu

¹ Ibacka Valiente, A. (2015): 'Vertrauen, Kraft & Widerstand – Kurze Texte und Reden von Audre Lorde' S. 86.

Einfach sein können

Vision für eine Hochschule

Aki Krishnamurthy

Mein erster Gedanke beim Sinnieren darüber, wie meine Vision für die ideale Hochschule aussehen würde, ist: I don't have to explain myself – I can just be me ... the me of today Zu banal denke ich, und gleichzeitig schleicht sich ein Gefühl der Traurigkeit ein. Ist das eigentlich nicht selbstverständlich, einfach ich zu sein, an einem Ort, an dem ich lernen möchte? Ich spinne meine Gedanken weiter und versuche mir mit allen Sinnen vorzustellen, wie so eine Hochschule aussehen würde, an der die Menschen einfach sein können.

Wenn ich diese Hochschule betrete, fühle ich mich augenblicklich wohl. Ich fühle, dass ich hier hingehöre, hier ist mein Platz. Die Menschen lächeln mir zu, es ist eine betriebsame ausgelassene Geschäftigkeit zu beobachten. Konversationsfetzen in verschiedenen Sprachen dringen an mein Ohr:

„Was gibt's heute in der Mensa?“

„Hay sopa de tortilla!“

„Mmh yummy“

„Gehst Du morgen zu dem Workshop mit Waniya Locke und Zara Mohamedi zu Sprache von Minderheiten und Widerstand?“

من پیشنیارتان پنده کهم له سیمیناری جهسته و کومه لگا به شداری بکهن. ئیمه به درێژایی سیمیناره که هه لپه پین، “من به شما سمینار بدن و جامعه را پیشنهاد میکنم، ما در طول سمینار رقصیدیم

„The connection between decolonization and the healing of intergenerational trauma as Anna Soole explained opened up a lot of questions for me ...“

„I don't have to
explain myself –
I can just be me ...
the me of today ...“

Ein kurzer Blick in meinen Seminar-/Stundenplan verrät mir, dass ich jetzt ein Seminar zum Thema Habitus und Embodiment habe und ich gehe mich erst mal umziehen, da wir in dieser Sitzung tanzen werden. Danach steht Gesundheitsmanagement aus intersektionaler feministischer Perspektive an – ich bin ein großer Fan von der queeren schwarzen Dozierenden. Wir lernen sehr viel voneinander in den Sitzungen, wo die Grenzen zwischen Lehrenden und Lernenden permanent fließen und im Wechsel sind. Es ist schön, dass wir alle als Wissende die Universität betreten und mit unserem Wissen aus unseren verschiedenen Erfahrungen gesehen und gehört werden.

Jetzt bin ich erst mal hungrig und freue mich über den Duft des Dhal Currys, der mir in die Nase steigt. Mit einer Portion in der Hand gehe ich gemeinsam mit Kommiliton_innen in den begrünten Hof. Eine Gruppe von Studierenden tanzt und singt kurdische Lieder. Wir setzen uns in den Schatten eines Baumes auf eine Wiese und diskutieren angeregt über das, was wir heute gelernt haben. Das Konzept des *feminismo comunitario* inspiriert uns, da es die Frage stellt, wie Care Arbeit gemeinschaftlich gedacht werden kann. Ich werde in meinem Vertrauen bestärkt, dass in einer Welt, wo wir alle gegenseitig in Abhängigkeit zueinander stehen, eine kollektive Verantwortung der Schlüssel ist. Mich inspiriert, dass der

Fokus darauf liegt, welche Fragen wir uns stellen, um möglichst verschiedene Blickwinkel mitzudenken. Ich merke, dass unser Lernprozess darauf zielt, die Gesellschaft zu dekolonisieren und möglichst diskriminierungsarm mitzugestalten, denn das unterschiedlichste Wissen hat Platz und kann eingebracht werden und wächst durch den wertschätzenden Austausch miteinander.

Wenn ich das Vorlesungsverzeichnis durchsehe, bin ich begeistert und kann mich gar nicht entscheiden. Die Seminare, das Lehrmaterial und die Curricula sind so vielfältig wie die Lehrenden und Studierenden. Ich finde Seminare in verschiedenen Sprachen und die Möglichkeit schriftliche Aufgaben auf Deutsch, Sorani, Kurmanci, Arabisch, Türkisch, Yorouba, Spanisch, Englisch etc. einzureichen. Wenn ich möchte, kann ich aber auch Audioreflektionen, Spoken Word Art, Videos, Performances, Bilder, Musik oder auch handwerkliche Konstrukte als Prüfungsleistung einreichen, solange es der Fragestellung dienlich ist. Bei der Belegung der Seminare kann meine Freundin Anisa angeben, dass sie Gebärdendolmetscher_innen benötigt. Marley kann alle Veranstaltungen natürlich mit dem Rollstuhl besuchen, und alle Materialien sind für Kim blindengerecht zugänglich. Ich bin froh, dass ich mein Studium so organisieren kann, dass ich es gut mit meinen Care-Aufgaben vereinbaren kann.

Damit das alles möglich ist, gibt es genügend Lehrende, die jeweils intensiv den Lernprozess von einigen Studierenden begleiten können und dementsprechend individuelle Prüfungsleistungen erarbeiten können. Aber auch Studierende unterstützen sich gegenseitig. Meine Freundin Lari übersetzt für mich einen Song auf Arabisch, während ich die Abschlussarbeit von Kahled lese. Der Fokus der Hochschule liegt auf Mitmenschlichkeit und Solidarität und nicht Wirtschaftlichkeit. Die Mensamitarbeiter_innen und das Reinigungspersonal sind genauso wichtig, wie alle anderen Hochschulangehörigen und haben die Möglichkeit berufsbegleitend zu studieren. Am Ende eines Tages gehe ich gestärkt und inspiriert nach Hause: Nicht nur habe ich spannende Dinge in meinen Seminaren gelernt, die meine Lebensrealität widerspiegeln, sondern ich habe zudem von den vielfältigen Erfahrungen meiner Kommiliton_innen gelernt, die schon an Supermarktkassen oder in der Fabrik gearbeitet haben, Fluchterfahrung machen mussten, in anderen Ländern an Universitäten gelernt haben, verschiedene Sprachen sprechen, wissen was es heißt, mit dem Rollstuhl die U-Bahn zu benutzen, oder mit Hartz IV aufgewachsen sind, medizinisches Wissen haben aufgrund ihrer chronischen Krankheit, oder einfach gerne singen, tanzen oder richtig gut zuhören können. Ich habe wirklich viel gelernt! ■

Engagiert forschen

Promovieren in der Pandemie und
Wünsche für die Zukunft

Kathrin Blaha

Vor gut einem Jahr wurde aus meinem langgehegten Plan Wirklichkeit: Im März 2020 begann ich zum Thema inklusive Gerechtigkeits-theorien im Kontext von Behinderung im Rahmen der Qualifikationsstellen für Promovierende an der Alice Salomon Hochschule Berlin zu promovieren. Ich war entsprechend aufgeregt. Nach drei Wochen war jedoch klar, dass alles anders wird, als ich es mir vorgestellt hatte. Corona-Pandemie, der erste Lockdown, Deutschland befand sich in einer Ausnahmesituation – und damit auch die ASH Berlin. Promovieren bedeutet viele Stunden am Schreibtisch. Zwar kann sich wohl jede_r Promovierende allein recht gut organisieren und strukturieren, aber ich wünschte mir immer, fest angebunden zu sein und Kolleg_innen für den täglichen Austausch zu haben. Nun hieß es jedoch Arbeiten im Home-office. Gleichzeitig beschlich mich, besonders zu Beginn der neuen Situation, das unbehagliche Gefühl recht privilegiert zu sein. Ehemalige Kolleg_innen in der Behindertenhilfe setzten sich mit Ansteckungsrisiken auseinander und nahmen den Klient_innen ihre Sorgen, ich musste „nur“ schreiben. Während viele Menschen sich täglich Risiken aussetzen mussten, beschäftigte ich mich am Schreibtisch mit scheinbaren Nischenthemen.

Ein Jahr später hat sich nun eine gewisse Normalität eingestellt. Es heißt

immer, dass eine Promotion einen vor allem persönlich herausfordert. Die einen kämpfen gegen zu hohe Ansprüche, die anderen gegen Schreibblockaden oder Motivationstiefs. Für mich persönlich war im letzten Jahr die größte Sorge, wissenschaftlich am Schreibtisch nicht zu vereinsamen. Zum Glück hat sich diese Sorge nicht bewahrheitet. Natürlich waren Video-Formate am Anfang etwas befremdlich – sah man hier doch plötzlich unbekannte Personen in ihrer privaten Umgebung – diese entwickelten sich jedoch für mich zu einer großen Stütze. Ein fachlicher Austausch ist auch sehr produktiv in Online-Formaten durchführbar. Und gerade wenn Personen an sehr unterschiedlichen Orten sind, lässt sich auf diese Weise viel Zeit sparen. Ich hoffe sehr, dass Online-Veranstaltungen, wenn es sich anbietet, weiterhin durchgeführt werden, auch wenn sie den persönlichen Kaffeeplausch natürlich nicht ersetzen können. Aber bei all den Umstellungen und Problemen schuf die Krise auch sehr vielfältige Möglichkeiten der Zusammenarbeit, die es in der Form so wohl nicht gegeben hätte. Das ist auch deshalb wichtig, weil es momentan nach eigener Erfahrung schwerer ist, in einer Wissenschafts-Community Fuß zu fassen. Viele Veranstaltungen wurden aufgrund der Pandemie verschoben oder fielen aus, sodass formlose Kennenlerngespräche gerade entfallen. Ich hoffe daher, dass auch niedrigschwellige

Möglichkeiten der Online-Vernetzung in Zukunft bestehen bleiben.

Viele Promovierende kamen aufgrund der Corona-Situation im letzten Jahr nur schwer voran. Grund waren eingeschränkter Zugang zu Literatur, nicht durchführbare Feldforschungen oder private Belastungen. Meine literaturbasierte Arbeit geriet vor allem immer wieder ins Stocken wenn Bibliotheken geschlossen waren. Zwar wurden recht schnell Online-Angebote zur Verfügung gestellt, diese decken aber bei Weitem nicht den Bedarf der vielen Promovierenden ab, welche auf Spezialgebieten forschen. Ich würde mir wünschen, dass das Angebot digitaler, leicht zugänglicher Medien auch zukünftig weiter ausgebaut wird.

Ich habe im letzten Jahr viele hoch motivierte Kolleg_innen erlebt, die kreative und innovative Lösungen für sich erarbeitet haben, wo immer diese notwendig waren. Die Corona-Pandemie hat zudem gezeigt, wie wichtig Wissenschaft im Allgemeinen ist. Dies gilt auch für sozial- und gesellschaftspolitische Themen, auch wenn diese oftmals weniger im Fokus der Gesellschaft stehen. Ein positives Zukunftsszenario wäre für mich, wenn Wissenschaft auch im sozialen Bereich mehr Anerkennung erfährt, die sich in guten Rahmenbedingungen niederschlägt, damit junge Wissenschaftler_innen auch in Zukunft so engagiert forschen (und lehren) können. ■

Pädodigitalisierung

Ein postpandemisches Thema für Nachwuchsforscher_innen der akademisierten Erziehungs-, Gesundheits- und Sozialberufe

Holger Braun

Die Covid-19-Pandemie wirkte auf soziotechnische, politische, pädagogische, technowissenschaftliche, wirtschaftliche und rechtliche Veränderungsprozesse wie ein Katalysator. Im Verborgenen schlummernde Möglichkeiten der Technologisierung wurden durch die Pandemie nicht nur manifest, sondern alsbald realisiert. Etliche politische Entscheidungen, die sich zu Normalzeiten in Warteschleifen von Gremien und Beratungsrunden verfangen hätten, wurden angesichts der Risiken eines sich rasch vervielfältigenden Virus forciert: Die Digitalisierung der schulischen und akademischen Lehre wurde genauso auf den Weg gebracht, wie neue Möglichkeiten der Tele-Psychotherapie und -Medizin. Erstmals wurden auf Basis der mRNA-Technologie entwickelte und produzierte Impfstoffe einsetzbar. Die Pandemie versetzte die Gesellschaft in ein Krisenexperiment, weil sie Routinen der Wirtschaft, der Familie, des Kulturlebens und der Bildungsinstitutionen „störte“ und auf diese Weise sichtbar machte, welche Routinen des Zusammenlebens und des Zusammenarbeitens digitalisiert werden könnten.

Wirken sich all die angedeuteten Entwicklungen darauf aus, welche Themen der wissenschaftliche Nachwuchs zukünftig für seine Forschungen in den in der Alice Salomon Hochschule Berlin vertretenen Fächern wählt? Ohne eine Glaskugel eines_er Wahrsager_in lässt sich diese Frage heute nicht beantworten. Allerdings ist es möglich – in einem Gedankenexperiment – zu beleuchten,

welche Themenfelder nach den gesellschaftlichen Erfahrungen in der Pandemie stärker in das wissenschaftliche Bewusstsein treten könnten. Im begrenzten Rahmen dieses Beitrages sollen mit der Ausweitung von staatlichen und privaten Kontrolltechnologien, der Weiterentwicklung der Gentechnologie (mRNA und Crispr) lediglich einige Tendenzen genannt werden, um im Folgenden ausschließlich auf die Pädodigitalisierung etwas näher einzugehen.

Unter Pädodigitalisierung soll ein sozialer Prozess bezeichnet werden, im Laufe dessen sich das Leben von Heranwachsenden mehr und mehr innerhalb der digitalen Sphäre abspielen wird. Alle bisherigen analogen Praktiken des sozialen Austauschs, des Lernens, des Spielens, der Sexualität, des Musizierens etc. werden dabei nach und nach in Bildschirmaktivitäten transformiert.

Zwischen dem kindlichen und jugendlichen Lernen und der Nutzung von Digitaltechnologie zogen vor der Pandemie (Kleinkind-)Pädagog_innen und Eltern eine Grenze. Diese mag zuletzt umkämpft gewesen sein. Doch diese Demarkationslinie zwischen dem analogen und dem digitalen Leben konnte durch drastische Verbote wie Handy-Entzug und technische Sabotage, wie dem Abschalten des familiären W-LANs, noch verteidigt werden. Nichtsdestotrotz wurde eine der letzten Bastionen des analogen Lebens – das schulische Lernen – durch die Wellen der „Digitalisierungsoffensiven“ während der Pandemie von den Kultusministerien geschleift.

Die Pädodigitalisierung wird nicht nur von Medienkonzernen und technokratiereaffinen Regierungen vorangetrieben. Selbst für das Deutsche Jugendinstitut besteht ein „dringender Bedarf, eine ausreichende digitale Ausstattung in den Einrichtungen und Schulen sicher zu stellen, insbesondere auch mit Blick auf Kinder im Kindergarten- (sic!) und Grundschulalter“ (2020: 108). Um eine Vorstellung von der Pädodigitalisierung zu gewinnen, sehen wir uns zum Beispiel die Zahlen der jüngsten DAK-Studie 2020 an und greifen uns die Zahlen der 13- bis 15-jährigen männlichen Teilnehmer heraus: Der durchschnittliche Jugendliche verbringt an einem normalen Werktag 180 Minuten mit Gaming (2020: 23) und 203 Minuten mit „social media“ (Whatsapp, Instagram etc.) (2020: 10). Nicht erfasst, also auch nicht mitberechnet wurde das Streaming von Netflix, Sky, Disney-Channel etc. und das normale Fernsehen. Bereits ohne die schulische Digitalisierung verbringen Jungen zwischen 13 und 15 Jahren 5 Stunden und 23 Minuten vor dem Bildschirm.

Muss jemand Prophet_in sein, um vorauszusagen, dass die Folgen dieser Pädodigitalisierung einige Themen für die Forschungen der Public Health, der Ergo- und Physiotherapie, der Frühpädagogik und der Sozialen Arbeit abwerfen werden? ■

Holger Braun ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter für Nachwuchsförderung.

Literatur:

DAK/ Forsa (2020): Mediensucht 2020 – Gaming und Social Media in Zeiten von Corona. DAK-Längsschnittstudie: Befragung von Kindern, Jugendlichen (12–17 Jahre) und deren Eltern. Online verfügbar unter <https://www.dak.de/dak/download/dak-studie-gaming-social-media-und-corona-2296434.pdf>.

Langmeyer, A.; Guglhör-Rudan, A.; Naab, Th.; Urlen, M.; Winkhofer, U.: Kind sein in Zeiten von Corona. Ergebnisbericht zur Situation von Kindern während des Lockdowns im Frühjahr 2020. Hg. v. Deutsches Jugendinstitut. München. Online verfügbar unter https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2020/Ergebnisbericht_Kindsein_Corona_2020.pdf.

Zeugnisse von gestern – und heute – für die Zukunft bewahren

Wie das Alice Salomon Archiv in der Zukunft aussehen könnte

© ASA-Team



Außenansicht des Alice Salomon Archivs im Winter 2021

Friederike Mehl

Die Dokumente im Alice Salomon Archiv (ASA) erlauben den Blick zurück, etwa in den Mai 1923. Wenige Jahre nachdem die Spanische Grippe weltweit Millionen Menschenleben gekostet hatte, sprach Alice Salomon auf der „National Conference of Social Work“ im US-amerikanischen Washington D.C. Dort sagte sie, was auch heute Bedeutung haben dürfte: „Wirklich, niemand von uns ist sicher, solange nicht alle sicher sind. Es gibt keine Armut, keine Not, nicht einmal eine Krankheit, die nicht sich selbst an denen rächt, die davor zurückschrecken ihr abzuhelfen.“⁴¹ So klingt das #leavenoonebehind der ASH-Gründerin vor fast 100 Jahren.

Doch der Schein trügt, wenn es so aussieht, als würden wir uns im Alice Salomon Archiv ausschließlich mit der Vergangenheit beschäftigen. Wer das Archiv in Berlin-Schöneberg besucht, um in historischen Akten, Broschüren oder Fotos zu recherchieren oder wer bei unseren Lehreinheiten mitmacht, beschäftigt sich natürlich mit Geschichte. Dennoch besteht unser Job vor allem darin, Zeugnisse von gestern – und heute – für die Zukunft zu bewahren. Dabei kennen wir die Fragen der Recherchierenden von morgen noch nicht. Wir wissen nicht, was Menschen in 30 oder 50 oder 150 Jahren bewegt. Trotzdem sollen sie durch das, was wir heute

bei uns archivieren, einen guten Einblick in die Probleme und Ideen, Praxen und Theorien sowie in den Arbeitsalltag der Hochschulangehörigen und der Sozialen Arbeit bekommen.

Daraus ergeben sich Herausforderungen und Fragen, die wir als Archivteam in Zusammenarbeit mit allen Hochschulgruppen schon heute diskutieren. Die Raumgröße und Mitarbeiter_innenzahl im ASA hat Grenzen: Was müssen und was können wir aufbewahren? Auch Papier und USB-Sticks verrotten: Wie können wir analogen und digitalen Materialverfall verlangsamen? Die Medien der Vergangenheit müssen manchmal entschlüsselt werden: Wie können



© Schülerin der Sozialen Frauenschule; Quelle: ASA

Alice Salomon vor dem Fenster ihres Arbeitszimmers (ca. 1914–16), dem heutigen Sitz des ASA

wir alte Dokumente für Lai_innen oder überholte Datenformate für künftige Technologien lesbar machen? Mitunter bergen die unscheinbarsten Dokumente wichtige Antworten auf aktuelle Fragen: Wie finden Menschen genau das Material im ASA, das zu ihren Themen passt? Architektonische, technologische und inhaltliche Barrieren machen den Zugang zum ASA schwer: Was brauchen Menschen, um im ASA selbstständig historische Quellen zu entschlüsseln und mit ihnen zu arbeiten?

Derzeit diskutieren wir intensiv mit Nutzer_innen und Kolleg_innen, der Hochschulleitung und der Verwaltung, wie das ASA der Zukunft aussehen muss. Wir träumen von einem Archiv, das analog und digital besucht werden kann. Ein Archiv, in dem die klimaregulierte Lagerung die Alterung des Archivguts verlangsamt. In dem wir fortlaufend digitalisieren, um die Dokumente vor häufiger Berührung zu schützen. Ein Archiv, in dem Platz ist

für Materialzuwachs, damit wir noch mehr einzigartige Zeitzeugnisse bei uns aufbewahren können. In dem wir Kapazitäten haben, um sämtliches Archivgut im Onlinekatalog zu verzeichnen, so dass Nutzer_innen stets aktuell sehen, welche Schätze das ASA bereithält.²

Im ASA der Zukunft verknüpfen wir den Blick in die Geschichte – etwa auf historische Umgangsformen mit Krisen – mit den Fragen und Antworten, die Studierende, Forscher_innen und Interessierte für die Zukunft unserer Gesellschaft diskutieren. Wir freuen uns, wenn dafür Interessierte Fragen und Wünsche, Ideen und Visionen für ein ASA der Zukunft mit uns teilen unter archiv@ash-berlin.eu ■

Friederike Mehl

arbeitet seit Sommer 2019 als Dokumentarin im Alice Salomon Archiv der ASH Berlin.

¹ Alice Salomon: Das Verhältnis der Kirche zu den Sozialarbeitern – deutsche Übersetzung, in: Hans Muthesius (Hg.): Alice Salomon. Die Begründerin des sozialen Frauenberufs in Deutschland. Ihr Leben und ihr Werk, S. 205–209, hier: S. 208.

² meta-katalog.eu

Was
hier nicht
steht,
finden Sie
dort:

alice
ONLINE

Hintergründe
Interviews
Reportagen
Erfahrungsberichte



alice.ash-berlin.eu

alice forscht

Rassismus, Antisemitismus und Verschwörung

Das neue Forschungsprojekt Digitaler Hass

María do Mar Castro Varela und Yener Bayramoğlu

Der Ausbruch von Covid-19 stellt nicht nur eine Herausforderung aufgrund der Belastung der Gesundheitssysteme und der Konsequenzen für die lokale wie globale Ökonomie dar. Laut dem Generaldirektor der WHO erleben wir gleichsam eine ‚Informationspandemie‘ (infodemic), die sich schneller ausbreitet als SARS-Cov-2. Verschwörungsnarrative und Desinformation kursieren vermehrt im Netz und werden deutlich häufiger aufgerufen als bspw. offizielle Inhalte von Institutionen wie der WHO oder dem Robert Koch-Institut.

Nicht selten werden diese begleitet von rassistischen und/oder antisemitischen Tropen und Stereotypen. So wurde zu Beginn der Pandemie die asiatische Community für den Ausbruch verantwortlich gemacht. Dieser anfängliche Verdacht wurde schnell auf Migrant_innen im Allgemeinen, Sinti*zze und Rom*nja sowie Juden*Jüdinnen im Besonderen ausgeweitet. Nicht unerwartet haben Alltagsrassismus und Antisemitismus (analog und virtuell) in Form von Hassreden deutlich zugenommen.

Rassistische und antisemitische Diskurse bringen Schmutz, Dreck, Bakterien und Viren immer schon mit rassifizierten und sexualisierten Körpern in Verbindung. Die Beschuldigung der ‚Anderen‘ für die Heimsuchung der Epidemien (etwa HIV/Aids) ist dabei keineswegs ein neues Phänomen. Im Unterschied zu früheren Pandemien erfolgt die Verbreitung solcher Ideologien nun allerdings durch digitale Technologien, bei welcher soziale Medien eine zentrale Rolle spielen. Die aktuelle Pandemie und ihre rassistischen und antisemitischen Diskurse erfordern somit neue Untersuchungen, denn der Ausbruch von Covid-19 und seine sozialen Folgen können außerhalb der globalen Ausbreitung digitaler Technologien nicht mehr begriffen werden.

Am 1. April 2021 startete das Forschungsprojekt Digitaler Hass, welches ein hochaktuelles Thema, Hassreden und Verschwörungstheorien, die im Kontext der Covid-19-Pandemie eine rasche Verbreitung über die Sozialen Medien erfahren, untersucht. Ein besonderer Fokus liegt dabei auf der Verbreitung von rassistischen und antisemitischen Beiträgen, Kommentaren und Aufrufen, die mit Berliner Kooperationspartner_innen systematisch und praxisnah untersucht werden sollen.

Digitaler Hass basiert auf einer innovativen und interdisziplinären Herangehensweise. Die Zusammenarbeit zwischen ASH Berlin und HTW Berlin zielt darauf ab, Hassreden und Verschwörungsnarrative in deutschsprachigen Internet-Diskussionen durch rechnergestützte und algorithmische Verfahren des Text Mining und des maschinellen Lernens zu untersuchen. Darauf basierend wird über eine diskursanalytische Feinanalyse der Zusammenhang von Verschwörungsnarrativen mit Rassismus und Antisemitismus genauer hergestellt. Die analysierten Datensätze sollen wiederum für die Verbesserung von Algorithmen zur automatischen Identifikation von digitalem Rassismus und Antisemitismus aufbereitet werden. Die Ergebnisse der Analysen werden fortwährend mit zivilgesellschaftlichen Akteur_innen, die etwa im Bereich der Antidiskriminierung und Politischen Bildung tätig sind, diskutiert. Diese unterstützen das Projekt bei der Entwicklung bzw. Verbesserung von Maßnahmen zur Entdeckung, Bewertung und insbesondere Bekämpfung digitaler Hassreden und Verschwörungsnarrative.

Das Forschungsprojekt Digitaler Hass wird wichtige Erkenntnisse zu den diversen Diskursen, die die Pandemie sozusagen als „Beschleuniger“ für die Verbreitung rechter Ideologien nutzen, zeitigen. Über eine breite Untersuchung (Big Data Analysis) und Feinanalyse (Critical Discourse Analysis), wird es möglich sein, die Verschwörungsnarrative und Hassdiskurse genauer darzustellen und sie ideologisch zu verorten. Das wird zivilgesellschaftliche Organisationen in Berlin und darüber hinaus besser in die Lage versetzen, auf diese Diskurse schneller und genauer reagieren zu können. ■

„Das Forschungsprojekt Digitaler Hass wird wichtige Erkenntnisse zu den diversen Diskursen, die die Pandemie sozusagen als „Beschleuniger“ für die Verbreitung rechter Ideologien nutzen, zeitigen“

Kurzinformation

Projektname

Digitaler Hass – Digitale Hassreden und Verschwörungsideologien in Zeiten der COVID-19-Pandemie

Projektlaufzeit

01.04.2021 bis 31.03.2023

Projektleitung

Prof. Dr. María do Mar Castro Varela (ASH Berlin),
Prof. Dr. Helena Mihaljević (HTW Berlin)

Mittelgeber_in

IFAF Berlin e. V.

Kooperationspartner_innen

Haus der Kulturen der Welt,
Birds on Mars,
Landesantidiskriminierungsstelle Berlin (LADS),
Amadeu Antonio Stiftung, Bildungsteam Berlin-Brandenburg,
Ariba e. V./Reach Out,
Mad About Pandas, Orientierung e. V.,
Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus e. V.

Webseite

www.ifaf-berlin.de/projekte/digitaler-hass/

Hygienekonzept und Infektionsschutz

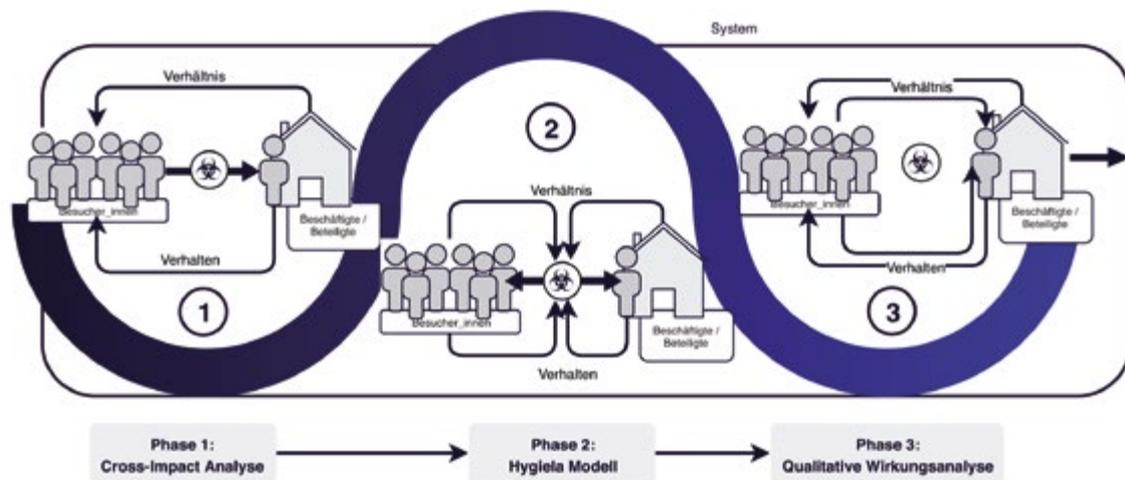
Das neue Forschungsprojekt Hygieia entwickelt Zukunftsperspektiven für die Veranstaltungsbranche

Claudia Winkelmann und Thomas Sakschewski

Kultur und Kunst sind auch und gerade in Krisenzeiten relevant für die Gesellschaft. Die Veranstaltungsbranche in Deutschland und explizit in Berlin ist jedoch tiefgreifend von den Folgen der Maßnahmen betroffen, die zur Eindämmung der Corona-Pandemie behördlich angeordnet und beauftragt wurden. Als eine der ersten Interventionen ab März 2020 wurden zunächst Klein- und Großveranstaltungen abgesagt. Im Rahmen kleinerer Lockerungen fanden in den Folgemonaten wenige Veranstaltungen unter ausgesprochen aufwendigen Hygienemaßnahmen statt. Mit viel Engagement und Kreativität wurden unter geänderten Bedingungen sowie unter der Einhaltung sich stetig wandelnder Anforderungen an Hygiene und Infektionsschutz neue Veranstaltungsformate entwickelt. Auch diese konnten aber die Schließung von Veranstaltungsstätten und die Absage aller Veranstaltungen nicht aufhalten. Zwischen November 2020 und Sommer 2021 waren keinerlei Veranstaltungen erlaubt.

Die Aktion Alarmstufe Rot macht auch auf die prekäre Arbeitssituation in der Veranstaltungsbranche aufmerksam





Dreiphasiger Forschungsverlauf auf Verhaltens-, Verhältnis- und Systemebene des betrieblichen Gesundheitsmanagements (Quelle: Thomas Sakschewski)

Sowohl aufgrund erforderlicher An- und Abreisen sowie Übernachtungen von Besucher_innen und von Beschäftigten als auch der erhöhten Infektionsgefährdung durch größere Personendichte ist absehbar, dass Veranstaltungen bis weit in das Jahr 2021 nicht in der gewohnten Form stattfinden. Typisch für die Veranstaltungsbranche sind prekäre Beschäftigungsverhältnisse mit mobilen, grenzenlosen Arbeitsplätzen. Techniker_innen, Künstler_innen, Solo-Selbstständige, Kulturschaffende etc. sind in diesem Zusammenhang mit einer massiven Verschlechterung ihrer Lebenssituation konfrontiert.

Hier setzt das neue interdisziplinäre Forschungsprojekt Hygienekonzept und Infektionsschutz in der Veranstaltungsbranche (Hygieia) an. Primäre Zielgruppen von Hygieia sind die Mitarbeitenden und die Beschäftigten der Veranstaltungsbranche. Besucher_innen sollen als sekundäre Zielgruppen von den Untersuchungsergebnissen profitieren. Gemeinsam mit den Kooperationspartnern Clubcommission, mediapool, satis&fy sowie dem Verband für Medien- und Veranstaltungstechnik (VPLT) wird in einem dreiphasigen Prozess analysiert, welche Infektionsschutz- und Hygienemaßnahmen in

Produktions- und Veranstaltungsstätten vorgesehen sind und mit welchen Auswirkungen auf Produktionsbedingungen und Arbeitsplätze sie umgesetzt werden (s. Abb. oben).

Dazu erfolgt zunächst die Recherche verschiedener Maßnahmen hinsichtlich technischer, organisatorischer und personeller Aspekte in den Bundesländern, im Probenbetrieb (Theater, Studios), im temporären Veranstaltungsbetrieb Open-Air (Konzerte, Freiluftkinos, -theater) und in Veranstaltungsstätten (Messe-, Mehrzweckhallen, Theater). Die Interventionen werden bezogen auf diverse Veranstaltungsarten (Messe, Event, Schauspiel, Konzert) kategorisiert und nach Kriterien, wie Wirksamkeit, Wirtschaftlichkeit, Kapazität, Sichtbarkeit, Anwendbarkeit oder Schutzziele, bewertet. Auf dieser Grundlage entsteht ein Modell für Hygienemanagement und Infektionsschutz unter spezifischen Bedingungen der Veranstaltungsbranche (Hygieia-Modell). Dieses Hygieia-Modell ist Basis für eine praxisnahe Handreichung, die in Veranstaltungs- und Produktionsstätten validiert wird.

Der Transfer des Hygieia-Modells auf andere Branchen ist geplant und zum Beispiel mit Betriebskrankenkassen angediskutiert. ■

Kurzinformation

Projektname

Hygienekonzept und Infektionsschutz in der Veranstaltungsbranche (Hygieia)

Projektlaufzeit

April 2021 bis März 2023

Projektteam

Prof. Dr. Claudia Winkelmann (Projektleitung), ASH Berlin,

Prof. Thomas Sakschewski, Beuth Hochschule für Technik Berlin,

Prof. Dr. Axel Kramer, Universitätsmedizin Greifswald, Institut für Hygiene und Umweltmedizin

Kooperationspartner_innen

Clubcommission, mediapool, satis&fy sowie der Verband für Medien- und Veranstaltungstechnik (VPLT)

Mittelgeber_in

IFAF Berlin e. V.

Weitere Informationen

www.hygieia-berlin.de/

Kontakt

winkelmann@ash-berlin.eu



Verschiedene Formen sexualisierter Gewalt gegen Jungen* – ein Standbild aus dem JupP*-Erklärfilm „SEXUALISIERTE GEWALT GEGEN JUNGEN* GIBT’S! IS’ NIE OK! IS’ SO!“

„Is’nie ok!“

PRÄVENTION VON SEXUALISIERTER GEWALT GEGEN JUNGEN*

Erkenntnisse und Ergebnisse aus dem Praxisforschungsprojekt JupP*.

Mart Busche, Jutta Hartmann und Chris Henzel

„Heute geht’s um ein Thema, dass voll wichtig ist. Über das die Leute aber nicht so gerne reden. Deshalb ist es wichtig, dass WIR drüber reden. Also: Thema ist heute sexualisierte Gewalt. Gegen Jungs*.“ So eröffnet der Jugendliche Isso den Erklärfilm „SEXUALISIERTE GEWALT GEGEN JUNGEN* GIBT’S! IS’ NIE OK! IS’ SO!“. Dieser ist ein Ergebnis des BMBF-Forschungsprojekts „Jungen*pädagogik und Prävention von sexualisierter Gewalt – Potenziale und Herausforderungen männlichkeitsbezogener Jugendarbeit, Sexualpädagogik, Prävention sexualisierter Gewalt sowie queerer Bildung“ (JupP*). Der Film sensibilisiert für unterschiedliche Formen, wie Jungen* von sexualisierter Gewalt betroffen sein können, und zeigt Handlungsmöglichkeiten auf.

Im Mittelpunkt des Praxisforschungsprojekts JupP* stand das spezifische Wissen zu sexualisierter Gewalt an männlichen* Kindern und Jugendlichen in den verschiedenen Praxisfeldern. Über teilnehmende Beobachtung bei pädagogischen Veranstaltungen, leitfadengestützte Einzelinterviews mit Pädagog_innen und Gruppeninterviews mit pädagogischen Teams ging es darum, Anhaltspunkte

für eine vertiefte Professionalisierung hinsichtlich der Prävention sexualisierter Gewalt an männlich* identifizierten Kindern und Jugendlichen zu erhalten. Die gewonnenen Erkenntnisse wurden gemeinsam mit den Praxispartner_innen diskutiert und von diesen für die Weiterentwicklung ihrer pädagogischen Konzepte genutzt. Dabei haben sich die Praxisfelder untereinander wechselseitig

sensibilisiert und angeregt. Der Fokus des Teilprojekts an der ASH Berlin lag auf den Praxisfeldern Sexualpädagogik und queere Bildung. Zentrale Erkenntnisse zur Professionalisierung sind z. B.:

Implizite und explizite Prävention unterscheiden:

Prävention kann in der jeweiligen Praxis an ganz unterschiedlichen Punkten

beginnen und Verschiedenes bedeuten. Pädagogik kann auch dann präventiv wirken, wenn sie keine explizite Auseinandersetzung mit sexualisierter Gewalt in inhaltlichen Einheiten durchführt. Auch implizite Prävention ist hilfreich, die bspw. Wissen zur Einordnung von bestimmten Erfahrungen als sexualisierte Gewalt und für Offenlegungen derselben vermittelt. In der Sexualpädagogik kann dies eine differenzierte Sprache über Sexuelles, körperliche Empfindungen und Körperteile sein. Queere Bildung entfaltet ein implizites präventives Potenzial in der Thematisierung von Konsens, der Vermittlung von normkritischem Wissen und einer Sprache für geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen.

Genderpädagogische Paradoxien reflektieren und kontextualisierte Entscheidungen treffen:

Queere Perspektiven fordern die in einigen Praxisfeldern übliche Strategie heraus, in Mädchen- und Jungengruppen aufzuteilen, da diese Zweigeschlechtlichkeit reproduziert. Muss diese Strategie daher über Bord geworfen werden? Gehen dann aber nicht Sprechräume verloren, die einen gewissen Schutz bieten? Professionell in diesem Spannungsfeld zu handeln bedeutet, sich zu vergegenwärtigen, dass nicht immer alle Ziele zur gleichen Zeit erreicht werden können – etwa Dekonstruktion von Zweigeschlechtlichkeit und Empowerment der von sexualisierter Gewalt betroffenen Mädchen* und/oder Jungen*. Es gilt abwägende Entscheidungen zu treffen, bei denen normative Beurteilungen wie "richtig" und "falsch" keine Bezugspunkte darstellen. Die Erkenntnisse aus JupP* weisen darauf hin, dass verschiedene Ziele zu unterschiedlichen Zeitpunkten anvisiert werden können. Eine Aufteilung in Mädchen*- und Jungen*gruppen bleibt zwar mit einem Zurückstellen des Anliegens Zweigeschlechtlichkeit zu dekonstruieren verbunden, doch besteht die Möglichkeit innerhalb der Gruppen inhaltlich dekonstruktiv zu wirken

und binäre Geschlechterordnungen zu hinterfragen. Dass dies gelingen kann, berichtete eine Fachkraft aus der Zeit, als in der queeren Bildung noch geschlechtergetrennt gearbeitet wurde: ‚Ihr hättet uns dann ja eigentlich nicht in Mädchen- und Jungengruppen trennen dürfen‘ – so die just gewonnene und direkt angewandte Erkenntnis der Teilnehmenden.

Gewaltprävention heteronormativitäts- und männlichkeitskritisch gestalten:

Fehlt ein heteronormativitätskritischer Ansatz in der Gewaltprävention und bleiben traditionelle Männlichkeitskonstruktionen, die Männlichkeit mit Aktivität und Heterosexualität verknüpfen, aufrechterhalten, erschweren diese Normen vielen männlich* und/oder lgbtiq+ identifizierten Betroffenen die Auseinandersetzung mit ihren Gewaltwiderfahrnissen. Wie aber gestalten sich pädagogische Settings, damit sich potenziell von sexualisierter Gewalt Betroffene gesehen und berücksichtigt fühlen? In JupP* wurden in halbtägigen Seminaren der sexuellen Bildung verschiedene Ansätze gefunden: Grenzen wahrende Regeln der Interaktion, differenziertes, vielfaltsorientiertes Sprechen über Sexuelles, diskriminierungssensible und intersektionale Ansätze sowie heteronormativitätskritische und geschlechterreflektierende Zugänge. Konkret in der Praxis kann dies so aussehen: Eine pädagogische Fachkraft erklärt die Anwendung eines Kondoms in einer Jungen*gruppe und spezifiziert, worauf zu achten ist, „für diejenigen, die eine Vorhaut haben“. Damit weist sie beiläufig auf die mögliche (Nicht-)Existenz einer Vorhaut (und implizit eines Penis) hin und adressiert auf selbstverständliche Weise eine körperliche Vielfalt unter als Jungen* identifizierten Teilnehmenden. Dies eröffnet einen Raum, sich über damit verbundene Empfindungen auszutauschen. Gleichzeitig wird die Fachkraft als ansprechbar für weitere Fragen erfahren. ■

Kurzinformation

Projektname

Jungen*pädagogik und Prävention von sexualisierter Gewalt – Potenziale und Herausforderungen männlichkeitsbezogener Jugendarbeit, Sexualpädagogik, Prävention sexualisierter Gewalt sowie queerer Bildung (JupP*)

Projektlaufzeit

01.04.2018 bis 31.03.2021

Projektleitung

Prof. Dr. Jutta Hartmann

Projektmitarbeiter_in

Mart Busche

Projekttutor_in

Chris Henzel

Kooperationspartner_innen

Dissens – Institut für Bildung und Forschung e. V.

Praxispartner_innen

Familienplanungszentrum Balance,
Pro familia Landesverband
Brandenburg e. V.,
ABqueer e. V., Schlau Köln e.V

Mittelgeber_in

Bundesministerium für Bildung und Forschung

Webseite

www.ash-berlin.eu/forschung/forschungsprojekte-a-z/jupp/
www.jungenpaedagogik-und-praevention.de/



Die Teilnehmenden des Projekts bekamen ein Kit mit Materialien und Fragen nach Hause geschickt, mit denen sie ihr Lernverhalten und Lernbedürfnisse selbst beobachten, reflektieren und dokumentieren konnten

Inklusion und digitale Bildung

Auftakt des videografischen und partizipativen Projekts PIIQUE während der Corona-Pandemie

Ina-Marie Abeck und Corinna Schmude

Das Kooperationsprojekt PIIQUE – *Pro Inkludierende Interaktion – Qualität crossmedial entwickeln* möchte durch die Forschung im Bereich Inklusion und digitale Bildung einen Beitrag zur Professionalisierung der Frühpädagogik leisten. Das Projekt untersucht, wie zukünftig in der Aus- und Weiterbildungslandschaft nutzungsfreundliche und zielgruppenspezifische digitale Lernmedien aussehen können.

Der Projektstart im April 2020 unter den Bedingungen der Corona-Pandemie war zwar eine organisatorische Herausforderung, zugleich aber auch eine motivierende Bestätigung, dass mit dem Forschungsthema eine im Feld der frühpädagogischen Aus- und Weiterbildung hoch bedeutsame Thematik mit dringendem Forschungsbedarf gewählt worden war. Mit den Berufsfeldpartner_innen gelang trotz der neuen Umstände eine konstruktive und lösungsorientierte Zusammenarbeit.

Digitale Bildungsangebote bieten eine dezentrale und zeitlich flexible

Gelegenheit der Weiterbildung, setzen sich durch verschiedene interaktive Medien vielseitig mit den Inhalten auseinander und unterstützen so Prozesse des lebenslangen Lernens. Bisher stellen diese Bildungsangebote allerdings nur einen kleinen Teil in der frühpädagogischen Bildungslandschaft dar.

Wie die pandemiebedingte Umstellung auf Onlinelehre an der ASH Berlin zeigte, ist es kaum möglich, die Lehre quasi über Nacht von Präsenzformaten auf digitale Lehrformate umzustellen. Eine Umstellung erfordert fundiertes Wissen über digitale Möglichkeiten. Zentrale Fragen sind hier: Wie können Inhalte digital so aufbereitet und angeboten werden, dass Lernende sich selbstverantwortlich Wissensbestände erarbeiten können? Wie gelingt der Transfer der Inhalte in das zukünftige Alltagshandeln der Fachkräfte? Die Beantwortung der Fragen schließt ein ebenso fundiertes Wissen über die Bedarfe der potenziellen Nutzer_innen und die Nutzungsmuster digitaler Lehr-Lern-Angebote ein.

PIIQUE setzt sich mit diesen Fragen auseinander. Die aus diesem Prozess entstehenden digitalen Lernmedien konzentrieren sich exemplarisch auf die Entwicklung von inklusiven Kompetenzen frühpädagogischer Fachkräfte. Sie bauen auf den Erkenntnissen der videografischen Studie des Projekts auf, in der Inklusion im Kita-Alltag untersucht wird. Die Forschungen werden dabei durch einen wissenschaftlichen Beirat unter der Leitung von Prof. Dr. Jegodka begleitet.

Inklusion und digitale Bildung im Zentrum der Forschung

Das Projekt folgt dem Verständnis von Inklusion als großem gesamtgesellschaftlichen Reformprozess, der das Ziel hat, das Recht für alle Menschen durchzusetzen, an sozialem Leben und Bildung selbstbestimmt teilzuhaben. Dahinter steht die Annahme von Heterogenität und einer damit einhergehenden selbstverständlichen Berücksichtigung verschiedener

Bedürfnisse aller – unabhängig von kultureller, ethnischer und sozialer Herkunft sowie Geschlecht/Gender und individuellen Fähigkeiten.

In Einrichtungen der frühkindlichen Bildung, Erziehung und Betreuung bekommt die Gestaltung des Alltags eine besondere Rolle, da dieser das gesamte Erleben von Kindern zentral bestimmt und ihnen ermöglicht, Grundlage des Miteinanders zu erfahren und zu (er)leben. Bisher wird eine alltagssituierte Inklusion jedoch noch nicht ausreichend realisiert. Daran knüpft die Forschung von PIIQUE an und untersucht, wie Inklusion im Kita-Alltag gelebt werden kann.

Ein fester Bestandteil des Alltags in vielen Kitas ist der Morgenkreis. Hier kommen die Kinder und pädagogischen Fachkräfte zusammen, tauschen sich aus und gestalten gemeinsam ihren Tag.

Das Forschungsteam der ASH Berlin nimmt genau dieses Setting in einer videografischen Studie unter die Lupe und fragt, wie es hier gelingt, dass alle Kinder beteiligt werden und in den Interaktionen von Fachkraft und Kind(ern) ein wertschätzender Bezug aufeinander hergestellt wird. Es werden ca. 50 Morgenkreise gefilmt und inhaltsanalytisch ausgewertet. Die daraus gewonnenen Wissensbestände zur inklusiven Gestaltung im Kita-Alltag fließen direkt mit der Entwicklung der digitalen Lernmedien zusammen.

Parallel entwickelt ein Forschungsteam der HTW Berlin in partizipativen Workshops mit potenziellen Nutzer_innen ein Konzept für die Gestaltung der digitalen Lernmedien. An den Workshops nehmen Studierende der Kindheitspädagogik, Erzieher_innen in Ausbildung, frühpädagogische Fachkräfte sowie Lehrkräfte der Fach- und Hochschulen teil. Im Zentrum stehen die Lernbedürfnisse von frühpädagogischen

Fachkräften und die gemeinsame Konzeption von digitalen Bildungsangeboten.

Eine wichtige Rolle spielt dabei die kooperierende Entwicklungsagentur Sansho Studio, die sich auf Mixed Reality und User Experience spezialisiert hat. Sie unterstützt das Projekt in technischen Angelegenheiten und in der prototypischen Entwicklung innovativer Lernformate.

Die beiden kooperierenden Träger von Kindertageseinrichtungen, FRÖBEL Bildung und Erziehung gGmbH und pad gGmbH, ermöglichen den Zugang zu Kitas in Berlin-Brandenburg. Gleichzeitig wirken Trägervertreter_innen und pädagogische Fachkräfte an der Entwicklung von digitalen alltagsintegrierten Lernangeboten mit und unterstützen auch deren Transfer in das Berufsfeld gegen Projektende.

Projektstart während der Corona-Pandemie

Zur Zeit des Projektbeginns waren die Kitas aufgrund der Corona-Pandemie zum größten Teil geschlossen sowie Präsenz-Veranstaltungen nicht möglich. Deswegen wurde der erste Workshop nicht als Präsenztermin gestaltet, sondern fand über die Methode Cultural Probes im Selbststudium statt. Dafür schickten wir den Teilnehmenden ein Kit mit Materialien und Fragen nach Hause, mit denen sie ihr Lernverhalten und ihre Lernbedürfnisse selbst beobachteten, reflektierten und dokumentierten. In einem digitalen Workshop wurden die gewonnenen Informationen aus den Alltagsproben der Kits mit potenziellen Nutzer_innen sowie Expert_innen aus Technologie, digitaler Bildung und Design vertieft. Zudem wurden partizipativ Anforderungen an digitale Lernmedien im pädagogischen Bereich herausgearbeitet. Diese Erkenntnisse

werden in weiteren Workshops zu Ideen für crossmediale Lerntools entwickelt und in Prototypen überführt.

Durch die weitgehende Öffnung der Kitas konnte die videografische Studie im September zunächst beginnen und erste Daten erhoben werden, die zurzeit ausgewertet werden. Die Fortsetzung ist für Mitte des Jahres geplant. Für den Fall, dass die Einschränkungen aufgrund der Corona-Pandemie länger andauern, haben die pädagogischen Fachkräfte angeboten, sich gegenseitig zu filmen.

Die ersten Herausforderungen konnten wir so gemeinsam bewältigen. Wir sind sehr gespannt auf den weiteren Projektverlauf und die ersten Ergebnisse. ■

Kurzinformation

Projektname

PIIQUE – Pro Inkludierende Interaktion – Qualität crossmedial entwickeln

Projektlaufzeit

01.04.2020 bis 31.03.2022

Projektleitung

Prof. Dr. Corinna Schmude (ASH Berlin),
Prof. Alexander Müller-Rakow
(HTW Berlin)

Projektmitarbeiter_innen

Ina-Marie Abeck, Antonia Schäfer
(Wissenschaftliche Mitarbeiter_innen)
Julia Herold-Daihs, Anna Brauwers
(Studentische Mitarbeiter_innen)

Kooperationspartner_innen

FRÖBEL Bildung und Erziehung gGmbH,
pad gGmbH,
Sansho Studio UG,
Prof. Dr. Aljoscha Jegodtka
(IUBH – Internationale Hochschule)

Mittelgeber_in

IFAF Berlin e. V.

Kontakt

abeck@ash-berlin.eu

Literatur:

- ¹ Buschle, C. & König, A. (2018): E-Learning und Blended-Learning-Angebote: Möglichkeiten beruflicher Weiterbildung für Kita-Fachkräfte. MedienPädagogik Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung 30(1), 50–72.
- ² Schmude, C. & Pioch, D. (2014): Schlüssel zu guter Bildung, Erziehung und Betreuung – Kita inklusiv! Inklusive Kindertagesbetreuung – Bundesweite Standortbestimmung und weitergehende Handlungsempfehlungen. Forschungsbericht. http://www.der-paritaetische.de/fileadmin/user_upload/Publikationen/doc/Expertise_final_web.pdf (Zugriff am 18.03.2021).
- ³ Heimlich, U. (2019): Inklusive Pädagogik. Stuttgart: Kohlhammer.
- ⁴ Gaver, W.W., Dunne, A. & Pacenti, E. (1999): Cultural Probes. interactions vi(1), 21–29.

Alleinerziehend in der Pandemie

Ein Forschungsprojekt ermittelt gesundheitliche Bedarfe
für Alleinerziehende und wie gesundheitliche Strukturen
gestärkt werden können

Raimund Geene, Miriam Knörschild, Katharina Lietz und
Sabine Rickensdorf

Alleinerziehende Eltern befinden sich in einer besonderen Lebenslage: Insbesondere da, wo sie sich nicht aktiv dafür entschieden haben, ist ihr Alltag und auch ihre soziale und ökonomische Situation häufig von einer vorab zu zweit getragenen Arbeitsteilung in einer vorangehenden Partner_innenschaft geprägt. Durch vielfältige Herausforderungen können für Alleinerziehende vermehrt Belastungssituationen auftreten, welche sich potenziell negativ auf die Gesundheit auswirken. Das Projekt „Kind und Familie (KiFa) - familiäre Gesundheitsförderung insbesondere mit Alleinerziehenden“ ermittelt die gesundheitlichen Bedarfe sowie alltägliche Erfahrungen Alleinerziehender, um bedarfs- und bedürfnisorientiert gesundheitsförderliche Strukturen zu stärken. Das Projekt möchte einen Beitrag dazu leisten, Alleinerziehenden den Zugang zu einer gesundheitsförderlichen Lebensweise zu erleichtern und dabei ihre Ressourcen sowie Fähigkeiten fördern. Neben unserer Forschung sollen die Ergebnisse Eingang in die Praxis finden und den Ausbau niedrigschwelliger Unterstützungsangebote im Bezirk fördern. Modellhaft ist das Projekt in Neukölln angesiedelt.

Vor dem Hintergrund der veränderten Rahmenbedingungen durch die Pandemiesituation gilt unser Forschungsinteresse aktuell auch den Auswirkungen für die befragten Alleinerziehenden. Die Auswertung der leitfadengestützten Interviews zeigt insbesondere für die Betreuungssituation, dass durch die Kontaktbeschränkungen wichtige soziale Kontakte und Unterstützungsnetze wegfallen; gleichzeitig können z. B. durch das Homeschooling zusätzliche Aufgaben entstehen. Auch der Ausfall von Angeboten zur Familienbildung kann sich schwerwiegend auswirken:

„Also, weil vor Corona haben wir halt so Kurse gemacht. Baby-Schwimmen, Yoga mit Baby. Krabbelgruppe. [...] Alles sowas. Und das waren eigentlich auch so für mich die einzigen Lichtblicke des Tages, sowas zu machen, wo man sich so drauf freut und also wo das Kind glücklich ist und ich auch was davon habe und andere Leute treffe [...].“

Digitale Strukturen nehmen in der aktuellen Situation einen großen Stellenwert ein. Dies gilt sowohl für die Netzwerkarbeit zwischen fachlich beteiligten Akteur_innen, wie auch in der eigentlichen Projektarbeit. Auch die Alleinerziehenden beschreiben die Notwendigkeit digitaler Alternativen, um die eigenen Netzwerke aufrechtzuerhalten:

„[...] but the communication networks online are now playing a big role, obviously. Because it's the only way you can just – yes, have a tea with someone and talk about what's going on.“

So werden auch in unserem Projekt die Grenzen und Potenziale digitaler Formate deutlich. Mitarbeiter_innen von Familienzentren beschreiben, dass sie durch die digitalen Angebote nur bedingt die ursprüngliche Personengruppe erreichen, die die Familienzentren vor der Pandemie aufgesucht hatte. Gleichzeitig aber werden durch digitale Formate neue Interessierte erreicht.

Im Sinne des Praxistransfers werden die Ergebnisse der Interviews zusammen mit dem Kooperationspartner Sozialdienst katholischer Frauen e. V. (SkF) für die Weiterbildung ehrenamtlicher Familienlots_innen genutzt. Inhaltlich wird die Weiterbildung so um den Baustein „Gesundheit“ erweitert. Die aktuelle Lage hat auch hier das Umstellen auf eine digitale Konzeption erfordert. Ein persönlicher Kontakt ist für solche Formate wesentlich. Trotzdem gingen die Teilnehmer_innen positiv gestimmt aus der Schulung. Für den Sommer hoffen wir aber auf Angebote in Präsenz – sowohl für die Angebote der Familienzentren als auch die Interviews und Schulungen. ■

Kurzinformation

Projektname

Kind und Familie (KiFa) – familiäre Gesundheitsförderung insbesondere mit Alleinerziehenden

Projektlaufzeit

01.12.2019 bis 30.11.2021

Projektleitung

Prof. Dr. Raimund Geene

Projektmitarbeiter_innen

Miriam Knörschild,
Sabine Rickensdorf (Studentische Mitarbeiterin),
Katharina Lietz (Studentische Mitarbeiterin)

Kooperationspartner_innen

Sozialdienst katholischer Frauen e. V. Berlin

Mittelgeber_in

Verband der Ersatzkassen e. V. (vdek)

Webseite

www.ash-berlin.eu/forschung/forschungsprojekte-a-z/kifa/

Sexualisierte Gewalt und Gewalt in Partnerschaften

Situation und Versorgung von Menschen mit Gewalterfahrungen unter Pandemiebedingungen



Kurzinformation

Projektname

Erstversorgung bei sexualisierter Gewalt und Paargewalt (SeGewPa)

Projektlaufzeit

4/2021 bis 9/2021

Projektleitung

Prof. Dr. Dr. Hürrem Tezcan-Güntekin

Mittelgeber_in

IFAF Berlin e.V.

Förderlinie:

Explorativ

Hürrem Tezcan-Güntekin

In Deutschland hat etwa jede vierte Frau im Alter zwischen 16 und 85 Jahren mindestens einmal körperliche und/oder sexualisierte Gewalt in der Partnerschaft erlebt.¹ Der Anteil von Frauen, die Gewalt erlebt haben, ist im Vergleich zu Männern laut der Berliner Kriminalstatistik höher, die Zahl von LGBTQI*-Personen wird nicht erhoben, obwohl EU-weite Studien aufzeigen, dass 29% der LGBTQI*-Personen und 35% der Transpersonen in den letzten fünf Jahren Gewalt erlebt haben oder bedroht wurden.² Besonders gefährdet, psychische und körperliche Gewalt zu erfahren, sind neben LGBTQI*-Menschen Frauen mit Migrationshintergrund, Frauen mit Behinderungen, wohnungslose Menschen und geflüchtete Menschen.³ Alle Bevölkerungsgruppen betreffend wird eine hohe Dunkelziffer nicht gemeldeter Vorkommnisse angenommen.⁴

Gesundheitliche Folgen von Gewalt in Partnerschaften und/oder sexualisierter Gewalt können weitreichend sein.⁵ Neben körperlichen Verletzungen treten bei einer Vielzahl der Menschen, die Gewalt erlebt haben, somatoforme und psychische Krankheiten auf.⁶

Schon während der ersten Pandemiewelle und dem Beginn der Schutzmaßnahmen vor Covid-19 wurden Befürchtungen geäußert, dass die Zahl der Gewaltfälle im sozialen Nahraum steigen könnte.⁷ Dies hat sich in ersten Studien und in der Polizeilichen Kriminalstatistik 2020 bestätigt.⁸ Zu Gewalt an Frauen und Kindern während der SARS-CoV-2-Pandemie ist

bekannt, dass drei Prozent der Frauen in Deutschland während der Zeit der starken Kontaktbeschränkungen Opfer körperlicher Gewalt wurden. Es wurden 3,6% der Frauen von ihrem Partner vergewaltigt und in 6,5% aller Haushalte wurden Kinder gewalttätig bestraft. Frauen, die in Quarantäne waren und deren Familien sich in einer finanziell prekären Lage befanden, waren Gewalt häufiger ausgesetzt.⁹

Faktoren für einen Anstieg der sexualisierten Gewalt bzw. Gewalt in Partnerschaften sind räumliche Nähe innerhalb der Familie, existenzielle Ängste durch pandemiebedingte finanzielle und/oder berufliche Einbuße, geringere Kontrolle durch externe Institutionen wie Arbeitsstellen, Ärzt_innen und Schulen sowie eingeschränkte Möglichkeiten, Hilfe in Anspruch zu nehmen. Einrichtungen der Notfallversorgung waren vor und sind auch während der SARS-CoV-2-Pandemie relevante Schnittstellen, um Menschen, die Gewalt in Partnerschaften und/oder sexualisierte Gewalt erleben, zu erkennen und Versorgung zu gewährleisten.

In einer Fragebogenstudie, die wir gemeinsam mit Laurette Rasch, Lena Plamp und S.I.G.N.A.L. e.V. kurz vor der Pandemie in Berliner Notaufnahmen durchgeführt haben, wurde deutlich, dass viele Berliner Krankenhäuser sehr engagiert sind, mit den vorhandenen Mitteln für Menschen nach Gewalt in Partnerschaften und/oder sexualisierter Gewalt gute Versorgung zu bieten. Allerdings verdeutlicht die Studie auch einige Defizite in

der Versorgungsstruktur, die auf Rahmenbedingungen wie z. B. knappe Zeit- und Personalressourcen zurückzuführen sind. Einige zentrale Erkenntnisse der Studie sind, dass

- nur in wenigen Notaufnahmen die Frage nach Gewalterfahrungen routiniert gestellt wird und bei vorhandenen Symptomen Männer und Menschen mit dem Geschlechtseintrag divers seltener nach Gewalterfahrungen befragt werden als Frauen,
- zeitliche und räumliche Gegebenheiten sowie die Personaldichte eine Herausforderung bei der Erstversorgung von Menschen mit Gewalterfahrungen darstellen,
- Strukturen in Bezug auf Kinderschutz innerhalb der Klinik nicht immer vorhanden oder Vorgehensweisen bei mitbetroffenen Kindern nicht bekannt sind,
- gerichtsverwertbare Dokumentationen nicht in allen Notaufnahmen erfolgen (u. a. wegen fehlender gynäkologischer Stationen) und mit dieser Herausforderung unterschiedlich verfahren wird,
- in den meisten teilnehmenden Notaufnahmen noch keine SOP's (Standards Operation Procedure) oder Konzepte zur Versorgung von Menschen nach sexualisierter oder Paargewalt vorhanden sind,
- Notaufnahmen in unterschiedlichem Ausmaß auf Menschen mit verschiedenen Diversitätsmerkmalen vorbereitet sind. Viele der Notaufnahmen geben an, über barrierefreie Toiletten zu verfügen oder Informationen in unterschiedlichen Sprachen vorzuhalten. Doch nur ein Viertel der Notaufnahmen kann nach Gewalterfahrungen eine geschlechtsbezogene Wahl der Ärztin/des Arztes gewährleisten und keine der teilnehmenden Notaufnahmen gibt an, auf die Versorgung von LGBTQI*-Personen vorbereitet zu sein.

Eine besondere Herausforderung stellt die Aufnahme von Patient_innen, die Gewalt erlebt haben, und ihren Kindern dar. 75 Prozent der Notaufnahmen bieten eine kurzfristige Aufnahme zur Erhöhung des Schutzes und der Sicherheit von Patient_innen nach Gewalt in Partnerschaften an, 39 Prozent erweitern dieses Angebot um die Möglichkeit der Mitaufnahme von Kindern. Insgesamt sind der Bedarf und das Interesse an Fort- und Weiterbildung zur Versorgung nach sexualisierter Gewalt und/oder Gewalt in Partnerschaften hoch.

Folgende Schlüsse lassen sich aus der Studie ziehen:

- Es ist dringend notwendig, dass alle Berliner Kliniken mit einer Zentralen Notaufnahme standardisierte Verfahrensanweisungen für die Versorgung von Menschen nach Gewalt in Partnerschaften und/oder sexualisierter Gewalt entwickeln, damit eine Verstärkung der Versorgungsqualität erzielt werden kann und einzelne Ärzt_innen oder Pflegekräfte von der Notwendigkeit entbunden werden, weitreichende Entscheidungen allein treffen zu müssen.
- Eine geschlechtsspezifische Auswahl von ärztlichem Personal durch Betroffene muss in jeder Berliner Notaufnahme möglich sein, um Re-Traumatisierungen von Patient_innen während der Versorgung zu vermeiden.
- Räumliche, zeitliche und personelle Rahmenbedingungen haben Auswirkungen auf die Versorgung, woraus sich die Notwendigkeit einer höheren Personaldichte in Notaufnahmen sowie Räumen ergibt, in denen vertraulich Beratungen durchgeführt werden können.
- Die Wahrnehmung von Versorgungsbedarfen ist offenbar abhängig vom Geschlecht. Deutlich wird, dass Männer und Menschen mit einer nonbinären Geschlechtsidentität und/oder sexuellen Orientierung als Betroffene von Gewalt in Partnerschaften häufig nicht in Erwägung gezogen werden.
- Die Sensibilisierung für Diversitätsmerkmale ist unterschiedlich ausgeprägt und in Bezug auf bestimmte Personengruppen, wie z. B. LGBTQI*-Personen, ist die Versorgung bislang nicht diversitätssensibel ausgerichtet.

Weitere Erkenntnisse sind im Abschlussbericht nachzulesen.¹⁰

Ausgehend von diesen Erkenntnissen stellt sich die Frage, wie sich die ohnehin schwierige Versorgungssituation von Menschen mit Gewalterfahrungen im Hinblick auf pandemiebedingte, veränderte Herausforderungen in der Versorgung und einer gestiegenen Wahrscheinlichkeit, Gewalt im sozialen Nahraum zu erfahren, ausgestaltet hat und weiterhin ausgestaltet wird. Derzeit konzipieren wir, finanziert durch das IFAF Berlin, ein partizipatives, qualitatives Forschungsprojekt, um gezielt herauszufinden, wie die Versorgung in Berliner Notaufnahmen durch gewaltbetroffene Menschen mit unterschiedlichen Diversitätsmerkmalen erlebt wird und wie die Versorgung durch Ärzt_innen und Pflegefachpersonen in Zentralen Notaufnahmen unter den derzeitigen Versorgungsbedingungen erlebt wird. Davon ausgehend werden Maßnahmen für eine diversitätssensible Versorgung für gewaltbetroffene Menschen auf der einen Seite und Entlastungsmöglichkeiten für professionell Versorgende auf der anderen Seite entwickelt. Darüber hinaus entstehen derzeit Kooperationen zu Forschenden an der Hacettepe Universität in der Türkei mit dem Ziel, unterschiedliche Möglichkeiten der Datenerfassung und -nutzung im Hinblick auf Gewalt in Partnerschaften und sexualisierte Gewalt in einem internationalen Vergleich zu erörtern. ■

¹ Agentur der Europäischen Union für Grundrechte, 2014.

² FRA-Agentur 2013, vgl. Linden 2011, vgl. Rasch et al. 2021.

³ BMFSFJ 2004, 2012, Senatsverwaltung für Gesundheit, Pflege und Gleichstellung 2017, Pollich 2017.

⁴ Müller & Schrötle 2006; FRA-Agentur 2014.

⁵ Maercker & Hecker 2016; Ziegenhain et al. 2016.

⁶ Habel et al. 2016, Wieners & Winterholler 2016.

⁷ Weisser Ring e. V. 2020, Senatsverwaltung für Justiz, Verbraucherschutz und Antidiskriminierung 2020.

⁸ Steinert & Ebert 2020, Polizeiliche Kriminalstatistik 2020.

⁹ ebd.

¹⁰ https://www.ash-berlin.eu/fileadmin/Daten/_userHome/313_tezcanh/Abschlussbericht_Rasch_Plamp_Tezcan-Gu%CC%88ntekin.pdf

Fotografien aus dem Lockdown

Fotoarbeiten von Studierenden aus dem Kurs Sozialfotografie und Medienkulturarbeit

Aya Schamoni

Schon das zweite Semester in Folge findet das Studium zu Hause statt. Sowohl für die Studierenden als auch für die Lehrenden ist dies eine Herausforderung. Viele spüren, wie sehr ihnen der Austausch und das Miteinander des Uni-Alltags fehlen.

Studierende des Seminars „Sozialfotografie“ von den Dozentinnen Sandra Rokahr und Aya Schamoni haben sich im Rahmen eines Fotoprojekts mit der Situation des Lockdowns auf verschiedene Art und Weise fotografisch auseinandergesetzt: Wie sieht der Weg zur ASH Berlin aus, wenn die Seminare online stattfinden? Was macht den Alltag eines Online-Studiums aus? Was hat sich verändert?

Einige fotografierten auf Film, es kam sogar eine Lochkamera zum Einsatz. Andere wiederum nutzten die Möglichkeiten der digitalen Bildbearbeitung, um ihre Ideen umzusetzen.





Normalerweise zeigen wir die Fotos in den Räumlichkeiten der Hochschule. Aufgrund der besonderen Situation sind sie in einer Online-Galerie im alice Online-Magazin zu sehen (<https://alice.ash-berlin.eu/news/fotografien-aus-dem-lockdown/>). Hier im Magazin zeigen wir eine Auswahl daraus.



Kaya Schmitz

„Ein Bild ist nichts anderes als Lichtstrahlen, die aufeinandertreffen.“ Durch die schemenhafte Darstellung erscheint die Realität wie ein Traum, ähnlich dem Gemütszustand dieser Tage. Die Bilder entstanden durch den Bau einer Lochkamera/ Camera obscura. Durch die lange Belichtungszeit wirkt das Bild vernebelt. Die Materialien für die Kamera sind überall zu finden und somit für Menschen leichter zugänglich, um zukünftig Soziales mit Kreativität zu verbinden. Die Bilderserie entstand von meiner Haustür zum U-Bahnhof. Mein früherer Weg zur ASH Berlin.



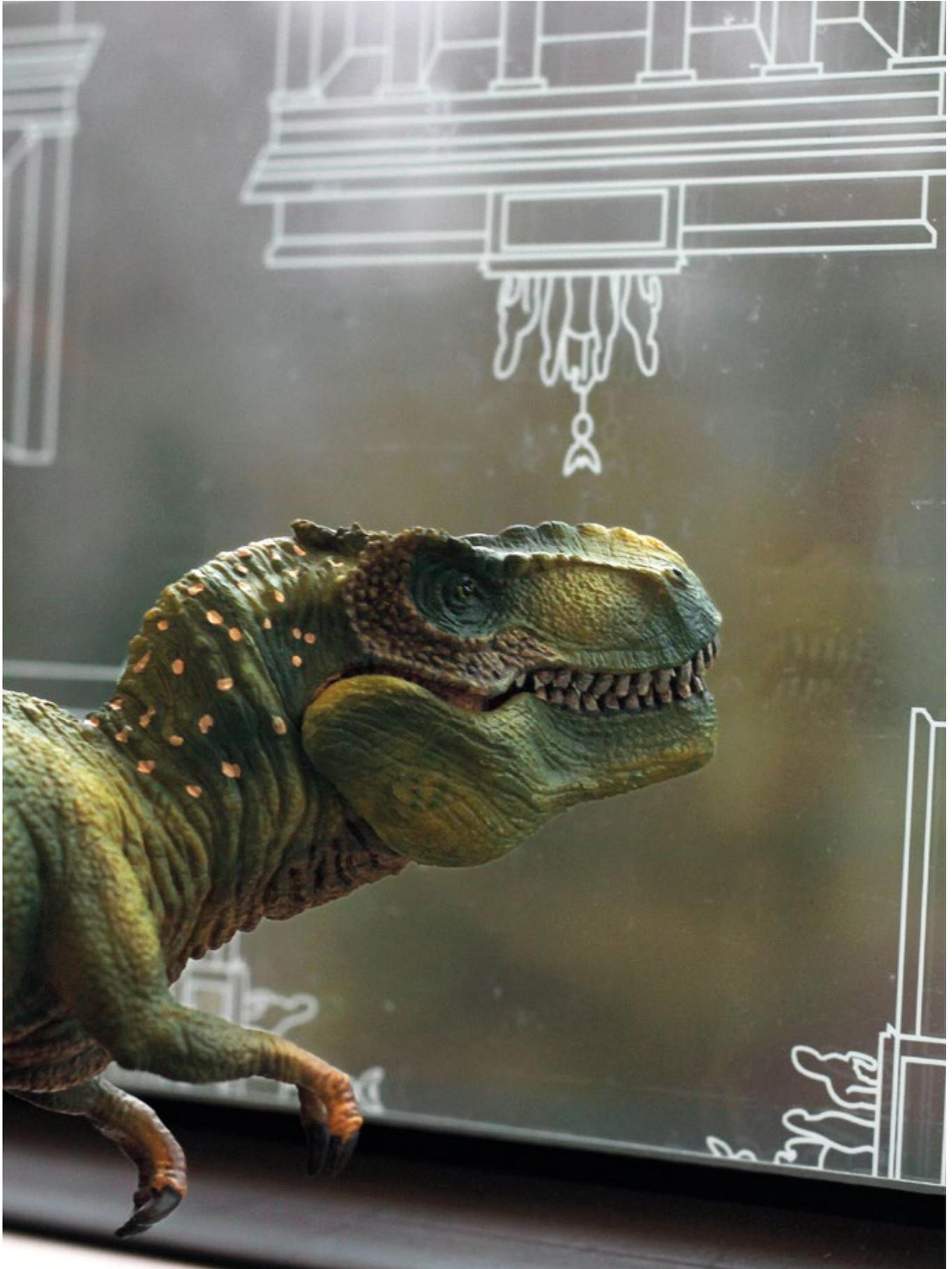


Sharina Vaughan Sharon Leighton
Mein Weg zur (digitalen) ASH Berlin
(Seiten 60 bis 62)





J. Zimmermann
Ohne Titel





Christina Swolana
„Kreidezeit.“ Erinnerung ist wie Kreide. Sie verwischt mit der Zeit.
(Seiten 64 bis 65)





Fanny Schmitz
Mein Weg zur ASH Berlin/Kubus

Ich arbeite schon seit vielen Jahren mit wohnungslosen Menschen, in Berlin zum Beispiel seit fünf Jahren bei Kubus, einer Kältehilfe-Einrichtung in Neukölln. Unsere Schichten gehen um 18.00 Uhr los und enden um 7.30 Uhr am Morgen. Mir sind die Gäste sehr ans Herz gewachsen, und diese Tätigkeit war einer der Gründe, warum ich mich entschloss, an die ASH Berlin zu gehen um Soziale Arbeit zu studieren. Die Bilder zeigen die Räumlichkeiten der Einrichtung... belebt durch die Habseligkeiten der Gäste, doch auch anonym, da ich nur Bilder von den Betten und den Räumlichkeiten gemacht habe, um zu zeigen, dass es ein Raum ist, der von immer neuen Menschen auf kurze Zeit bewohnt wird. Die Einrichtung befindet sich in einem eher industrieartigem Gebiet. Die Aufnahme des Bildes links sind Fabriken, die ich sehe, sobald ich nicht mal eine Minute von der Einrichtung entfernt bin. Ich finde, es fängt die Stimmung etwas ein, die in unserer Einrichtung herrscht...

Pflegen lernen ohne Kontakt

Wie es ist, während der Pandemie im ersten Semester den neuen Pflegestudiengang zu studieren



Haare waschen bei bettlägerigen Patient_innen ist möglich



Selbsterfahrung im Rollstuhl ist wichtig

Hannah Kerkhof

Um mal direkt auf den Punkt zu kommen: Es gibt einfachere Zeiten, um ein Studium anzufangen, als in einer Pandemie. In Zeiten von Online-Unterricht liegt der Fokus eines Studiums auf dem ‚puren‘ Lernen. Das Studierenden-Leben ist minimal, am Freitag den vom Lernen vollen Kopf leer zu tanzen fehlt und der direkte Austausch mit Kommiliton_innen und Dozent_innen ist kaum möglich. Dutzende Nachrichten über schlechte Arbeitsbedingungen und hohe Arbeitslast regen zu kontinuierlichem Zweifel und Fragen an. Warum studiere ich eigentlich Pflege (B.Sc.)?

Angefangen hat das Studium mit dem Kennenlernen der Grundlagen der Pflege(Wissenschaft). Ethische Fallanalysen, wissenschaftliches Arbeiten, korrekt zitieren, Pflegetheorien, der Aufbau des menschlichen Körpers, hygienisches Vorgehen, Englisch for Nursing und vieles mehr. Ein wenig einsam von meinem Zimmer aus, scheint mir die Anwendung der gelernten

Theorie in der Praxis ziemlich weit weg. Was ich mit der Theorie anfangen soll, ist mir noch ziemlich unklar.

Diese Unsicherheiten werden aber schnell genommen – mit dem Start des praktischen Unterrichts. Aufgrund neuer Maßnahmen findet der Unterricht im Skills-Lab später im Semester und mit strengen Hygiene-Konzepten statt. Aber egal, Hauptsache Präsenz. Während des Unterrichts merke ich erst, wie viel wir gelernt haben und was wir alles schon anwenden können.

„Wie fühlt es sich an von jemandem gewaschen zu werden? Wie fühle ich mich, wenn ich Inkontinenzmaterial trage? Was macht es mit mir, wenn meine Bettwäsche gewechselt wird während ich im Bett liege?“ ‚Pflegen aus der Perspektive der zu pflegenden Person‘ ist der Leitfaden des Unterrichts.

Ein wenig unsicher, aber gespannt, gehen wir alle in die Praxis. Vor Monaten wurden wir entweder in die ambulante Pflege, die akut-stationäre Pflege oder die Langzeitpflege eingeteilt.

„Wie fühlt es sich an von jemandem gewaschen zu werden? Wie fühle ich mich, wenn ich Inkontinenzmaterial trage?“



Nicht nur Handlungen sind wichtig – Kommunikation während der Pflege ist alles

Vier Wochen dauert das Praktikum: 38,5 Stunden pro Woche, inklusive einem Tag für wissenschaftliche Arbeit. Trotz ein wenig Überforderung wegen so viel Neuem, lerne ich jeden Tag dazu. Der Austausch mit Kommiliton_innen macht klar, dass es allen so geht und das Gefühl tut gut.

Während ich hunderte neue Eindrücke bekomme, wird mir wieder klar, was mir trotz optimaler Rahmenbedingungen des Studiums (flexible Dozent_innen, Raum für Fragen, kleiner Studiengang etc.) gefehlt hat: der Kontakt zu Menschen. Es mag eine Pandemie, einen hohen Arbeitsdruck, Lob durch Applaus statt durch bessere Löhne geben, aber es ist die Freude am Kontakt zu Menschen, warum ich Pflege studiere. Und dieser Kontakt kommt irgendwann in kompletter Form wieder zurück. Mit diesem Gedanken, dem anstehenden Frühling, dem abgegebenen Praxisbericht und noch ein paar Tagen Semesterferien, starte ich voller Freude und Vertrauen in das zweite Semester Pflege. ■

© Fotos:
Christianna Quack,
Magdalena Liebscher,
Louise Koppe



Eine Gruppe Studierender im neuen Skills Lab der ASH Berlin



Weitere Informationen zum Bachelor Pflege:

„Von der Frau mit Blümchen im Haar und Duftkerzen im Raum müssen wir uns verabschieden.“

Studierende haben sich mit der medialen Repräsentanz der Physio- und Ergotherapie beschäftigt.

Ein Interview mit Studentin Natalie Kalinitschenko

Wie kamen Sie auf das Thema?

Das Thema hat sich im Kurs „Berufliche Identitätsentwicklung von Physio- und Ergotherapeut_innen im Kontext eines veränderten Gesundheitssystems“ einfach ergeben. Es war einer der ersten Kurse, die wir hatten und wir sollten uns einfach mal mit unseren eigenen Rollenbildern beschäftigen. Selbstreflektion ist ja etwas, mit dem man sich im beruflichen Alltag eher nicht beschäftigt, deshalb war das eine super spannende Aufgabe.

Welches Bild vermitteln die Medien denn?

Die Medien zu Physio- und Ergotherapie, die man im Internet findet, sind insgesamt ziemlich klischeehaft. Das Bild, was am häufigsten für die Physiotherapie zu finden ist, ist der massierende Therapeut. Ganz oft sieht man starke Männer, die meistens Frauen massieren, die spärlich bekleidet und sehr entspannt – eher Richtung Wellnessbereich – auf einer Massageliege mit Blümchen im Haar liegen. Und ganz viele Pezzibälle. Der Pezziball scheint Bestandteil



jeder Therapie zu sein. Egal ob jung oder alt, Hauptsache der/die Patient_in sitzt auf einem Pezziball. Das scheint die Antwort auf alle Fragen zu sein.

Welches Bild hat die Gesellschaft dadurch von den Therapeut_innen?

Es entsteht vor allem ein sehr passives Bild der Therapie. Natürlich sind Weichteiltechniken ein Teil der Physiotherapie, aber nicht der Hauptanteil. Betätigung, Bewegung, Aktivität – das sind alles Kernpunkte der Therapie. Dies geschieht aber – so die Bilder in den Medien – höchstens mal als Übung auf einem Pezziball. Ich kann dabei nur aus dem Blickwinkel der Physiotherapie sprechen. Es war auch sehr spannend zu sehen, wie Ergotherapie dargestellt wird und sich selber darstellt. Erstaunlicherweise weiß man als Physiotherapeut_in doch sehr wenig über die Ergotherapie.

Wie haben Sie die Ergebnisse dargestellt?

Es wurden verschiedene Bilder gesammelt und jede/r Studierende hat eine individuelle Collage erstellt. Entweder analog oder digital.

Sie haben sich auch mit den Geschlechterrollen auseinandergesetzt. Welches Bild besteht da?

Mit diesem Thema hat sich eine Kommilitonin beschäftigt. Folgendes Bild ist in unserem Berufsbild vorherrschend: Die weibliche Therapeutin, die mit älteren Menschen und Kindern arbeitet, massiert und heilsam begleitet und der männliche Therapeut, der vor allem Wert legt auf Kraftsport, Fitness und Muskelaufbau. Dass auch weibliche Therapeutinnen Krafttraining betreiben, durchführen und anleiten, das ist quasi revolutionär. „Frauen und Kraftsport, wo gibt's denn sowas?“ Oder dass männliche Therapeuten im pädiatrischen Bereich mit Säuglingen arbeiten. In den Köpfen vieler Patient_innen sind leider diese Bilder vorherrschend: Für den Sport zum Kollegen, für die liebevolle sanfte Behandlung zur Kollegin.

Oft werden Therapeut_innen auch als Schmerzgurus wahrgenommen. Was ist darunter zu verstehen?

Ein Kommilitone hat das Bild des Therapeuten/der Therapeutin als allmächtige/r Heiler_in mit magischen

„Es wäre Zeit für ein aktuelles, modernes Bild der Physio- und Ergotherapie, das den Fokus vor allem auf Aktivität, Teilhabe und Prävention legt.“

Händen herausgearbeitet. Alle Schmerzen werden weggezaubert, fast wie magisch nur durch die Hand des Therapeuten/der Therapeutin.

Welche alternativen Bilder sollten 2021 über Therapeut_innen verbreitet werden?

Der Therapieberuf ist extrem vielseitig und man kann Therapiekonzepte/-ansätze und -ausführungen nicht auf Geschlechterrollen reduzieren. Therapeutinnen sind genauso in der Lage, Muskelaufbau und krankengymnastische Trainingstherapie durchzuführen, wie männliche Therapeuten sensibel auf die Bedürfnisse von dementen Patient_innen im Pflegeheim eingehen können. Außerdem muss das Bild insgesamt weg von dieser Wellness-Schiene. Viele Patient_innen haben das Bild der klassischen Massage vor Augen, wenn sie zur Physiotherapie gehen. Dabei ist die krankengymnastische und auch die manualtherapeutische Behandlung sehr viel mehr; da geht es um Beratung, um Coaching, um Aktivierung, um Prävention. Von der Frau mit Blümchen im Haar und Duftkerzen im Raum müssen wir uns also verabschieden. Dieses Bild entspricht nicht nur nicht der Realität, sondern ist völlig veraltet. Das führt aber eben auch dazu, dass auch die Ansprüche der Patient_innen in eine falsche Richtung geschoben werden. Ich kann hier natürlich vor allem aus dem Blickwinkel der Physiotherapie sprechen, aber auch für die Ergotherapie gibt es eben harte Klischees, die nicht dem Berufsalltag und auch nicht den therapeutischen Konzepten der Ergotherapie entsprechen. Deshalb: Es wäre Zeit für ein aktuelles, modernes Bild der Physio- und Ergotherapie, das den Fokus vor allem auf Aktivität, Teilhabe und Prävention legt. ■

Das Interview führte Barbara Halstenberg.



Plakat „Geschlechterrollen in der Physiotherapie“



Plakat „Erwartungen an die Therapie“

The body, online

The *Somatic Mediation* Course as taught online

by Morad Bey

The practice module of the Masters Degree in Intercultural Conflict Management (ICM) offered at ASH Berlin begins with week-long workshops at the start of each semester. Normally, these workshops take up approximately 40 hours of the students' time. But due to COVID-19 restrictions this past semester the workshops had to be held exclusively online, to the dismay of many. We all know the difficulties: sessions blighted by many black screens, participatory inertia and the shared sense that something was clearly missing. The pandemic has taken a heavy toll on classroom environments everywhere, and there is widespread 'ZOOM fatigue.'



However, about ten of us chose to continue our mediation training in the online workshop format. There we were to learn a new methodology called Somatic Mediation, the brainchild of Dr. Jana Schildt who teaches the workshops in tandem with co-facilitator Elena Pfautsch. Combining Schildt's love of dance, somatic bodywork and conflict transformation *Somatic Mediation* achieves the goal of alerting us to the individual's physical expressions of conflict, something which is often taken for granted. In this way the somatic approach to conflict resolution utilizes body awareness techniques which calm the nervous systems of participants by allowing them to acknowledge heightened emotional states. Mediation is thereby given greater scope for conflict resolution.

But then came Covid-19. Because the Somatic Mediation technique relies heavily on "physical presence, touch, and the ability to connect in space and through the body", the facilitators were hesitant about moving the workshop online. According to Dr. Schildt, "I could hardly work for nearly a year because I boycotted this format and most of my jobs were cancelled ... I hated the idea of virtual interaction. However, my resistance was worn down over the on-going months and I got curious as to how to bring embodiment online. My personal

intention was to research the potential of this format in order to be able to support others who are suffering as much as myself from this time of isolation."

This reluctance was in fact the very thing that pushed us all to create something new. For starters, we had one aspect working to our advantage. As Elena Pfautsch explains: "The online format exposed a valuable quality of communality due to the fact that everyone was in *the comfort of their own home*." While the information one normally receives while communicating in a shared space was lost, this was partially compensated for by this common sense of intimacy. So, we often began the days' work by incorporating some kind of movement or dance as an introduction. This had the effect of shocking us into attentive states that could otherwise have been easily lost online. Then, following the taxing role-plays – the energy intensive central activity of the workshop – the co-facilitators asked participants to take walks outside and make phone calls to fellow students as a way of decompressing and breaking the monotony of staring at screens so long. There was also a strategy to encourage us to turn off our screens from time to time. In these ways, the principle of body awareness tantamount to somatic mediation was essentially applied to the online-classroom learning environment.

Both the effort to find this potential and its effect were not lost on the students. They lauded the workshop facilitators for their unique and innovative approach. ICM student Cassandra Marr remarked that she "highly appreciated doing exercises that involved moving ... and having a lot of breaks for walks which meant that we were able to concentrate and engage with the content that we were learning." Interviews with a number of the participants revealed that they all experienced higher levels of attentiveness and engagement as well as a sense of interpersonal connectedness that simply isn't seen in heretofore online formats.

Mirroring, asking systemic questions, and detoxifying language: these are all important skills we learned during this workshop. But they are also even more relevant under the stressful conditions of pandemic living. Simple things – like roommates quarrelling about having a guest over – could spell the end of a friendship during these trying times, and are, therefore, microcosms of the very dispute dynamics we are studying. Introducing the idea of body awareness to the principles of mediation not only broke open conflict situations but also helped to understand any number of our interpersonal interactions, be they technological or physical. This is something we all strive for, especially during times of uncertainty such as these. ■

Morad Bey, ICM-Student since 2019, is from Atlanta, USA.

Soziale Arbeit und Comics



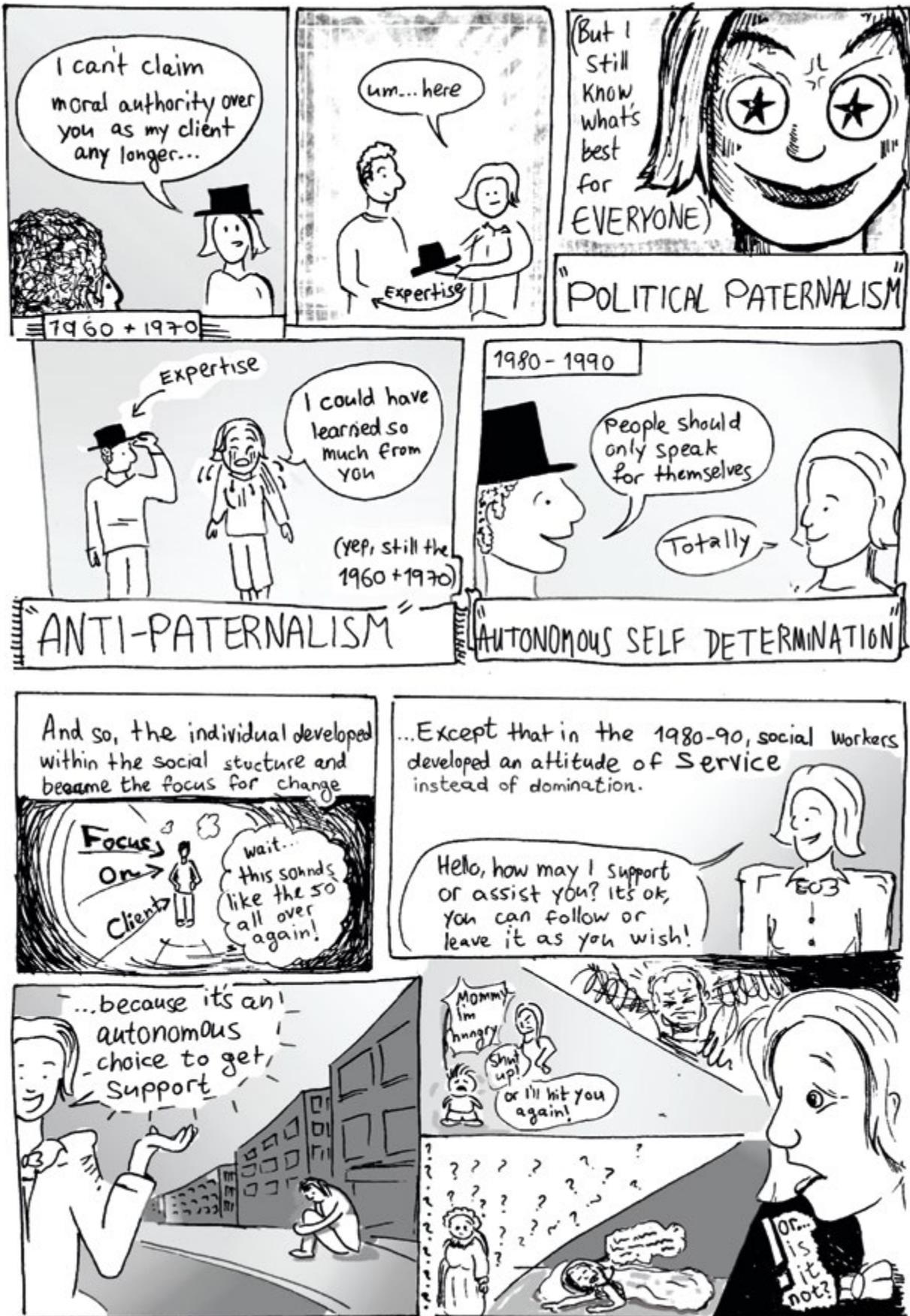
Dikla Levinger will mit ihrem Zine „Drawing Attention“ Wissenschaft, Aktivismus und Kultur verbinden

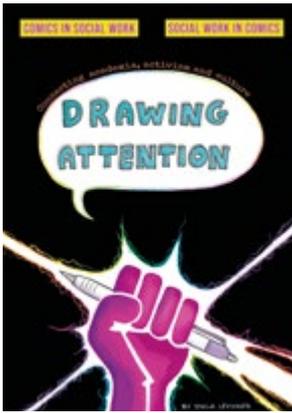
Sie haben ein Zine zum Thema Soziale Arbeit in Comics und Comics in der Sozialen Arbeit gemacht. Wie kamen Sie auf die Idee?

Während meines Studiums an der ASH Berlin war es mir wichtig, über Dinge zu schreiben, für die ich mich leidenschaftlich interessiere und ich wollte meine eigenen Erfahrungen einbringen. Meine Bachelorarbeit habe ich über Comics in der Sozialen Arbeit geschrieben, weil ich Comics sowohl gern lese als auch selbst zeichne. Je mehr ich mich damit beschäftigte, desto mehr verstand ich, wie Comics der Sozialen Arbeit in der Praxis und auch dem akademischen Bereich dienen können. Sie haben ein enormes Potenzial als Kommunikationsmittel. Dieses Wissen wollte ich weitergeben. Für eine Prüfungsleistung im Projektmodul „Soziale Arbeit und soziale Bewegungen“ kam mir die Idee, meine Aufgabe in Form eines Zines, also eines selbst gemachten Heftes, darzustellen.



Das Zine „Drawing Attention“ enthält unter anderem einen kurzen Comic, der sich mit paternalistischen Tendenzen in der Sozialen Arbeit der letzten Jahrzehnte beschäftigt. Diese Seite zeigt einen Teil davon. © Dikla Levinger





Was möchten Sie mit dem Zine erreichen?

Genau wie es auf dem Cover steht: Wissenschaft, Aktivismus und Kultur verbinden. Ich hoffe, dass das Zine seine Leser_innen motiviert, ihre Themen oder Probleme kreativ zu visualisieren, z. B. um die eigenen Ziele oder die eigene Arbeit zu kommunizieren. Solidarische Netzwerke können durch Comics vertieft werden, beispielsweise durch die Vermittlung und das Teilen von unterschiedlichen Narrativen und Erfahrungen. Das Zine befasst sich auch mit einigen Themen, die ich für wichtig halte und auf die ich aufmerksam machen möchte, wie kritische Sozialarbeit, Entkolonialisierung der Wissenschaft, die Prinzipien der internationalen Sozialarbeit und Möglichkeiten, Sozialarbeit für alle zugänglich zu machen.

Wen soll das Zine ansprechen?

Das Zine ist für Aktivist_innen, Künstler_innen, Student_innen, Pädagog_innen, Sozialarbeiter_innen und alle neugierigen Personen gemacht. Ich hoffe, dass das Zine dazu beiträgt, einige von ihnen näher zusammenzubringen, und die Menschen ermutigt, ihre eigenen Aktionsfelder zu erweitern. „Drawing Attention“ enthält einige Beiträge zur Sozialarbeit, zu verschiedenen Formen des Aktivismus, zu Kulturwissenschaften und zu einer Reihe anderer Themen. Ich möchte die Leser_innen, die aus diesen verschiedenen Bereichen kommen, ermutigen, sich an Menschen aus anderen Bereichen zu wenden. Verschiedene Wissens- und Schöpfungsfelder können

voneinander profitieren. Manchmal reicht eine kleine Idee oder ein kleiner Austausch aus, um großartige Dinge zu bewirken.

Was können Comics, was andere Informationsformen nicht können?

Studien zeigen, dass Comics Neugierde wecken und die Lernmotivation steigern können. Comics können auf kreative Weise viele Informationen mit wenig Text übertragen und so Wissen zugänglicher machen. Zum Beispiel, indem sie Formulare und Verträge für Klient_innen benutzungsfreundlich gestalten oder den Menschen komplizierte Verfahren über eine einfache Sprache mitteilen. Comics können verschiedene Arten von Wissen vermitteln: von sehr persönlichen Erfahrungen bis hin zu technischen Kenntnissen. Was mir besonders gefällt, ist das Potenzial, das Persönliche mit dem Historischen und Politischen zu verbinden. Zum Beispiel kann ein Comic unterschiedliche Kulturen zeigen, indem er bestimmte Objekte, Gebäude und Ästhetik aus der jeweiligen Kultur zeigt. Comics können Gefühle und Beziehungen auf einzigartige Weise durch Mimik beschreiben und sie können auch Gedanken, Wünsche und Rückblenden darstellen und im Grunde alles kommunizieren, was die_der Autor_in übermitteln möchte. Ein Comic ist ein Hilfsmittel, das auf viele Arten verwendet werden kann und leicht zugänglich ist. Auch die Herstellung von Zines ist relativ billig: Alles, was dafür benötigt wird, ist Papier, etwas zum Schreiben und ein Kopierer.

Wie können Comics in der Sozialen Arbeit genutzt werden bzw. wie werden sie bereits genutzt?

In meiner Bachelorarbeit habe ich diese Frage auf drei Ebenen behandelt: Mikro, Mezzo und Makro. Die Mikro-Ebene befasst sich mit der direkten Arbeit mit Klient_innen der Sozialen Arbeit. Zum Beispiel bei der Beratung oder als ausdrucksstarkes therapeutisches Instrument oder als Lesereferenz zur Erklärung bestimmter Dinge.

Die Mezzo-Ebene befasst sich mit Communities und Kollaborationen.

Die Verbindung zwischen Gruppen von Künstler_innen, Aktivist_innen und Sozialarbeiter_innen kann dazu beitragen, Narrative zu kommunizieren und den Zugang zu verschiedenen Diskursen zu ermöglichen. Die Soziale Arbeit ist ein so weites Feld, dass ich mir sicher bin, dass jede_r, die_der dies jetzt liest, sich eigene Beispiele vorstellen kann, wie kreative Visualisierungen für die eigene Organisation oder die eigene Community von Vorteil sein können. Die Makro-Ebene befasst sich mit Forschung und Bildung in der Sozialen Arbeit. Comics können in Lehrplänen für Soziale Arbeit verwendet werden und Methoden vermitteln, die mit unterschiedlichen Klient_innen in unterschiedlichen Situationen angewendet werden können.

Zum zweiten Teil der Frage: Es gibt bereits einige Dozent_innen im Feld, die Comics und verschiedene visuelle Methoden verwenden. In „Drawing Attention“ schreibe ich über ein Seminar der Sozialen Arbeit in Kanada, das sich mit drei Comics befasste. An der ASH Berlin verwendet Prof. Dr. Uta M. Walter auch einige Comics in ihren Präsentationen, was mir sehr gut gefallen hat.

Mit welchen visuellen Mitteln haben Sie im Zine gearbeitet?

Die Visualität des Zines spielt eine wichtige Rolle: Es zeigt Kunst von in Berlin lebenden und internationalen Künstler_innen und auch Fotos zum Beispiel von „Activestills“, einem unabhängigen Kollektiv von Fotograf_innen. Ich zeige auch Ausschnitte aus verschiedenen Werken wie grafischen Geschichten („Graphic Histories“) und von einem visualisierten Arbeitsvertrag. Im Zine zeige ich auch etwas aus meiner eigenen künstlerischen Arbeit, darunter einen kurzen Comic über Paternalismus in der Sozialen Arbeit.

Meine Bachelorarbeit ist übrigens in der ASH-Bibliothek erhältlich und ich schicke sie auch gerne als PDF an alle Interessierten. ■

Kontakt

dd.levinger@gmail.com

Instagram: dikla.useyourbrain

Das Interview führte Barbara Halstenberg.



© Lindsay Henwood on Unsplash

Steps - Vom Projekt zur nachhaltigen Verankerung

ASH-IQ

Vom Projekt zur nachhaltigen Verankerung von Innovation und Qualitätsentwicklung in Studium und Lehre

Silvia Ben Mahrez, Urte Böhm und Johannes Verch

Das über das Bund/Länder-Programm Qualitätspakt Lehre geförderte Projekt Alice Salomon Hochschule für Innovation und Qualität in Studium und Lehre („ASH-IQ“) mit einer Fördersumme von 3,75 Mio € wurde nach gut 9 Jahren erfolgreich abgeschlossen.

Projektziele

ASH-IQ intendierte eine Steigerung von Qualität in Studium und Lehre insbesondere für sogenannte nicht-traditionelle Student_innen, die Förderung sozialer Durchlässigkeit im Bildungssystem sowie die Profilierung als offene Hochschule. Das konzeptionelle Dach folgte Prinzipien von Diversity, Inklusion, sozialer Gerechtigkeit, (studentischer) Teilhabe und Care, einer Bildung durch und in Verantwortung, Prozessorientierung, Partizipation sowie Nachhaltigkeit.

Intendiert war, eine Lehr-, Lernkultur und Studienbedingungen zu schaffen, die möglichst vielen Student_innen, unabhängig von z. B. Geschlecht, sozialer Herkunft, Bildungsbiographie, Behinderung oder (chronischen) Erkrankungen,

sowohl einen erfolgreichen Studienstart als auch Studienverlauf und -abschluss zu ermöglichen.

Projektarchitektur und Ausstattung

Das Projekt ASH-IQ hatte zwei Schwerpunkte:

- 3 befristete Professuren in innovativen, insbesondere auf sogenannte nicht-traditionelle Student_innen ausgerichteten Studiengängen (mehrfach besetzt und entfristet)
- das Zentrum ASH-IQ als Arbeitsstelle des Projekts mit seinen drei Arbeitsbereichen „Innovation und Qualitätsentwicklung in Studium und Lehre“, „Förderung von Bildungsbiographien und Studienkompetenzen“, „E- und Blended Learning-Angebote“ (inklusive einer wissenschaftlichen Leitung).

Was wurde erreicht und was bleibt?

Es konnten Impulse für die Qualitätsentwicklung in Studium und Lehre und die Leitbildentwicklung der ASH Berlin

gegeben werden. Dazu zählen neben den Entwicklungsaktivitäten der 3 Professor_innen in den betreffenden Studiengängen innovative Ansätze bei Lehr- und Lernformaten, Weiterbildungs- und Austauschformate für Lehrende; Angebote für den Übergang ins Studium, in der Studieneingangsphase sowie im -verlauf; die Stärkung von studentischen Initiativen und Peer-Angeboten sowie E-/Blended Learning-Angebote. So konnten nicht zuletzt Impulse im Bereich Innovation und Qualitätsentwicklung in Studium und Lehre in die Hochschule eingebracht sowie neuartige Zusammenarbeitsformen und Netzwerkstrukturen erprobt und etabliert werden:

- ASH Pre-Study Programm (Etablierung einer internen Deutschen Sprachprüfung für den Hochschulzugang) und Refugee Office (Theorie-Praxis-Innovation; studierendenzentrierter Praxislernraum)
- Übergangprojekt: ASH macht Schule
- Förderung von Schreib- und Studienkompetenzen (Etablierung/Stärkung des Peer-Ansatzes an der ASH Berlin)
- Förderprogramm ASH-IQ plus (Stärkung studiengangübergreifender sowie studentisch selbst organisierter Lehrveranstaltungen)
- Begleitung der Studiengangsentwicklung Master „Soziale Arbeit – Kritische Diversity und Community Studies“
- Entwicklung eines Gesamtkonzeptes zur Stärkung wissenschaftlicher Integrität und zur Plagiatsprävention
- (Mit-)Entwicklung eines Leitbilds Lehre
- Runder Tisch Studieneingangsphase (Entwicklung/Erprobung curricularer & extracurricularer Modelle und Formate)
- Gestaltung von Hochschultagen in Bereichen Qualitätsentwicklung in Studium und Lehre, gesellschaftliche Verantwortung & Third Mission, Diversity, Achtsamkeit, Nachhaltigkeit, Profilbildung im SAGE Bereich
- Konzeption & Durchführung der ersten ASH-Fokuswoche „alice solidarisch“
- E-Learning Servicestelle ELeS
- Weiterentwicklung der Lernplattform Moodle
- Moodle-Kurs für die Online-Lehre „Austausch und Informationen zu Online-Lehrformaten im WiSe 2020/21“.

Wie geht es weiter?

Die im Rahmen von ASH-IQ erarbeiteten Maßnahmen, Angebote und Formate sollen der Hochschule nachhaltig zugutekommen, d. h. strukturell verankert werden, insbesondere im Rahmen der neuen Servicestelle für Qualitätsentwicklung in Studium und Lehre. ■

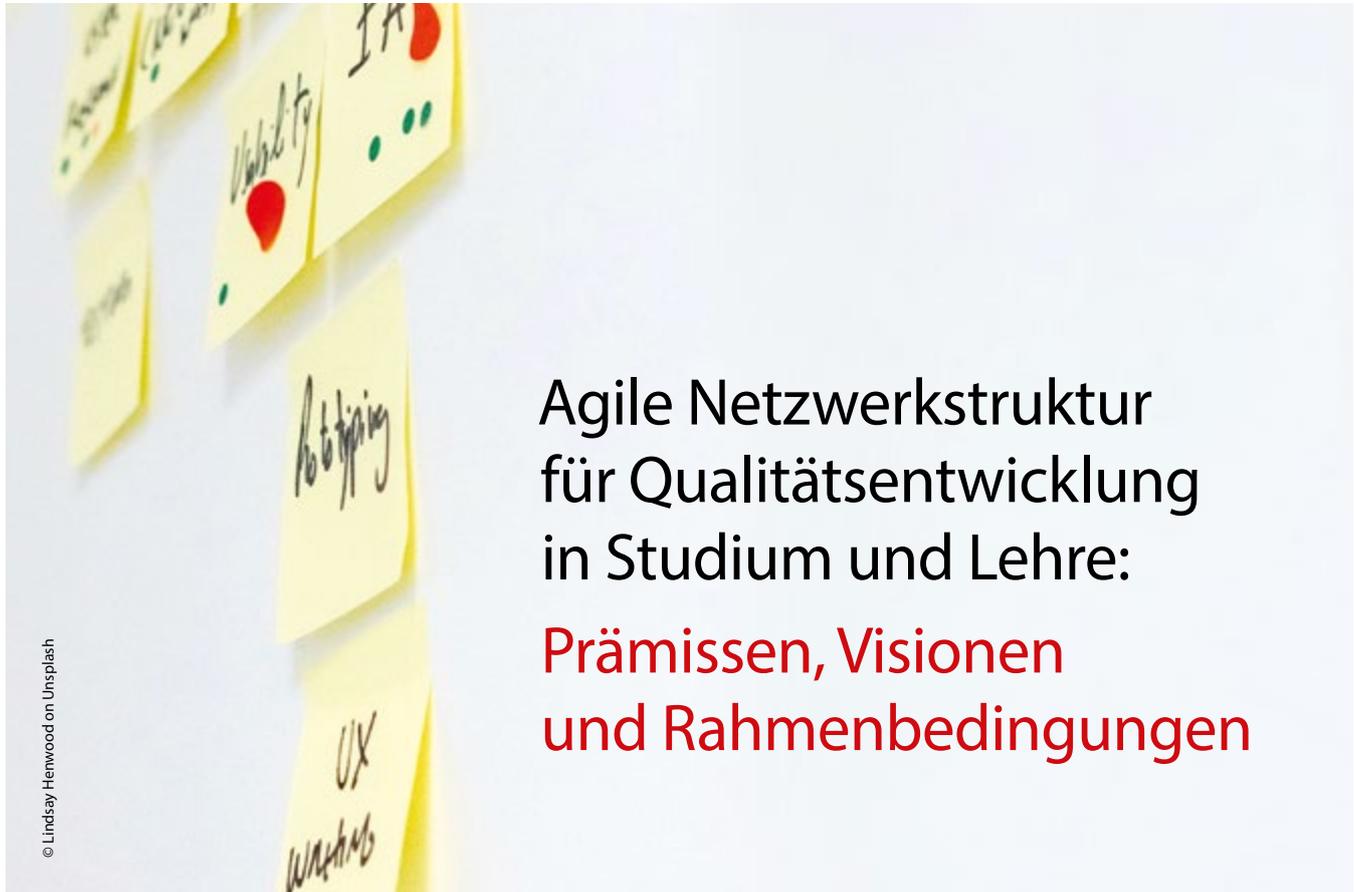
Neugierig?



Die ASH Berlin in den Sozialen Medien



facebook
twitter
instagram
tiktok
youtube
soundcloud



Agile Netzwerkstruktur für Qualitätsentwicklung in Studium und Lehre:

Prämissen, Visionen und Rahmenbedingungen

Silvia Ben Mahrez, Urte Böhm, Linda Geppert
und Daniel Klenke

Im Januar 2021 wurde an der ASH Berlin eine neue, agile Netzwerkstruktur für Qualitätsentwicklung in Studium und Lehre ins Leben gerufen. Diese neue Struktur birgt visionäre Elemente und weckt neben Neugierde und Erwartungen auch Wünsche und Fragen.

Gestartet wurde direkt mit einer Antragstellung – zunächst zu viert als Teil der Gesamtstruktur. Ohne uns auf ein erstes Kennenlernen und Fragen zum großen Ganzen einlassen zu können – dies geschah dann eher en passant und auch on the fly – ging es direkt in das gemeinsame Tun. Wir haben uns mit dem Antrag #DI4SAGE (Digitalisierung für SAGE-Professionen) für die Förderbekanntmachung „Hochschullehre durch Digitalisierung stärken“ befasst und Visionen für zukünftige Bildung in konkrete Ziele und Arbeitspakete transformiert. Schon beim Brainstorming, in dem wir uns zu Entwicklungspotenzialen und -bedarfen an den Schnittstellen unserer drei Arbeitsbereiche „Innovation und Qualitätsentwicklung in Studium und Lehre“, „Diskriminierungskritische Öffnung der

Hochschule und Förderung von Bildungsbiographien“ und „Digitale Mediendidaktik“ ausgetauscht haben, wurde deutlich, dass es Themen, Aufgaben und Fragestellungen gibt, an denen wir zielführend gemeinsam arbeiten und denken können und auch Lust hätten, dies in Zukunft fortzuführen.

So haben wir uns in unseren Tätigkeiten, Arbeitsbereichen sowie damit verbundenen Herausforderungen und auch als Personen kennengelernt und erste Erfahrungen in der Zusammenarbeit gesammelt. Auf der fachlichen Ebene ist deutlich geworden, dass uns die vielfältigen Aspekte, Herausforderungen und Potenziale einer ‚Bildung der Zukunft‘ sowie einer ‚Zukunft der Bildung‘ beschäftigen. Hierbei denken wir aus unseren jeweiligen Arbeitsbereichen und Expertisen und sehen die Chance, in Zukunft übergreifende bildungstheoretische, konzeptionelle und (medien-)didaktische Überlegungen anzustellen. Dabei decken folgende Aspekte die Bandbreite unserer Tätigkeiten an der ASH Berlin ab und sollen handlungsleitend für die Arbeitsbereiche sowie die Netzwerkstruktur sein:

Analyse und Weiterentwicklung von Lehr-/Lernsettings und Hochschulstrukturen, Förderung von Partizipation und Teilhabe, Inklusion, Critical Diversity, Digital Literacy sowie Student_innenzentrierung und Kompetenzorientierung, Förderung von Theorie/Praxis-Transfer, gesellschaftliche Verantwortung sowie Inter- und Transdisziplinarität und Nachhaltigkeit. Durch diese gemeinsame Denk- und Netzwerkstruktur in Zusammenarbeit mit weiteren Fachexpertisen im Haus kann ein Innovationspotenzial für die Qualitätsentwicklung in Studium und Lehre entstehen.

Zugleich haben wir uns gefragt, welche Rahmenbedingungen es braucht, um Neuartiges entstehen zu lassen und entsprechende Themen auch längerfristig qualitativ und nachhaltig sowie mit Freude und Energie zu entwickeln und zu gestalten. Eine agile Netzwerkstruktur kann darauf im besten Falle Antworten bieten und Möglichkeitsräume schaffen. Agil – das kann heißen: visionär, voller Energie, lebendig und mit neuen Ideen (Zusammen-)Arbeitsformen erproben und inspiriert zur Qualitätsentwicklung beitragen. Themen, Aufgaben und gemeinsame Fragestellungen gäbe es genug. Klar ist auch: Um Neues entstehen zu lassen, braucht es Freiräume und zeitliche Kapazitäten. Wie lässt sich eine vernünftige Balance zwischen neuen Experimentierfeldern und Projekten und den mit unseren Aufgabenbereichen verbundenen Tätigkeiten finden? Welche strukturellen Voraussetzungen sind nötig, um zukunftsorientiert und out of the box denken zu können? Alles Fragen, die uns gerade bewegen.

Wir bringen Offenheit und Neugier füreinander und unsere Themen mit; Lust, gemeinsam Freiräume zum (Quer-)Denken zu schaffen und jenseits von gewohnten Denk- und Arbeitsweisen zu experimentieren und zu arbeiten. Wesentlich scheinen uns hierfür Wertschätzung und Vertrauen untereinander sowie die weitere Pflege oder der Aufbau von vertrauensvollen und tragfähigen Arbeitsstrukturen mit Kolleg_innen für Kollaborationen innerhalb und außerhalb der Hochschule. Nicht zuletzt braucht es Energie und genug (zeitliche wie personelle) Ressourcen, um handlungsfähig zu sein und eine gesunde wie nachhaltige Arbeitsatmosphäre und -struktur zu schaffen. In der agilen Netzwerkstruktur werden in Zukunft folgende Arbeitsschwerpunkte zusammenarbeiten: Innovation und Qualitätsentwicklung in Studium und Lehre, Akkreditierung/Lehrveranstaltungsevaluation, Diskriminierungskritische Öffnung der Hochschule und Förderung von Bildungsbiografien, Digitale Mediendidaktik, Sprachen-Bildung. Die Prorektorin für Studium und Lehre, Prof. Dr. Dagmar Bergs-Winkels, ist Dienst- und Fachvorgesetzte der Einheit. ■

Hochschultag am 03.11. 2021

Alice Salomon wird 150! Die ASH Berlin ist 50!

Das Jubiläum unserer Namensgeberin wollen wir im April 2022 mit einer Festwoche groß feiern. Und große Feiern wollen gut vorbereitet werden!

Deswegen steht unser nächster Hochschultag am 03.11.2021 ganz im Zeichen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Wirkens Alice Salomons und der ASH Berlin, die 2021 ihren 50. Geburtstag als Fachhochschule erlebt. An dem Tag wollen wir auch erste Inhalte, Themen und Formate für die Jubiläums-Festwoche sammeln, diskutieren, ausprobieren und weiterentwickeln.

Macht mit!

Wer sich organisatorisch oder inhaltlich beteiligen möchte, kann sich bis 06. August 2021 bei bessler@ash-berlin.eu melden.

Achtsamkeit im Bildungsbereich

Eine „pädagogische Magd des Neoliberalismus ...“? ¹

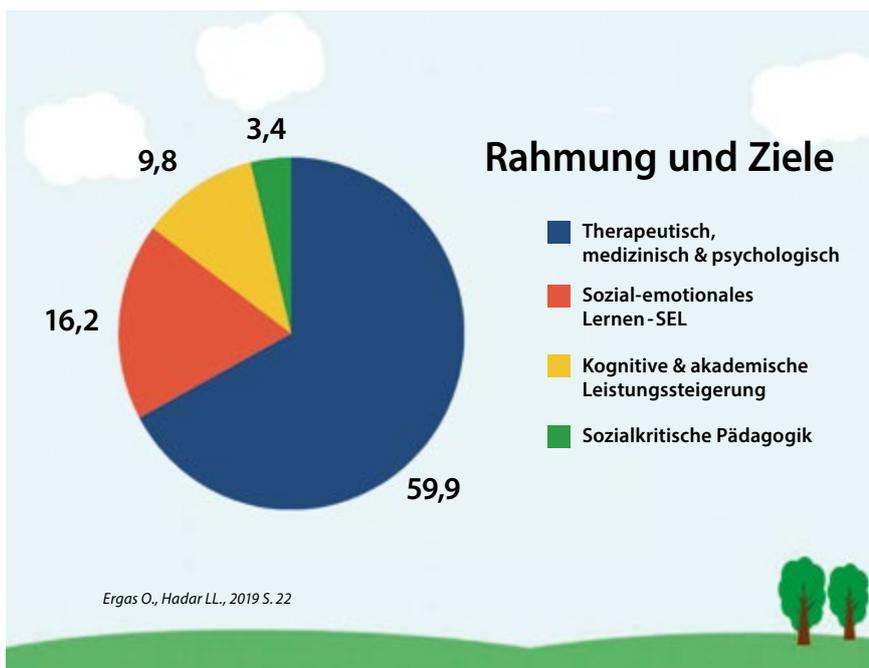


© Nina Puanikova/ shutterstock.com, ev. Online

Eine rassismuskritische Auseinandersetzung im Rahmen einer Bachelorarbeit

Meryem Yildiz

Achtsamkeit im Kontext Bildung wird erst seit 2012 in den westlichen Gesellschaften durch einzelne Forscher_innen kritisiert. Die Kritik richtet sich nicht gegen Achtsamkeit an sich oder deren Anwendung im Bildungsbereich, sondern wie sie konzipiert, implementiert und erforscht wird und welche Ziele angestrebt werden.



Rahmung und Ziele

Die größte Rahmung von Achtsamkeitskonzepten für den Bildungsbereich ist therapeutisch-medizinisch. Die Rolle von Achtsamkeit wird mit Wohlbefinden, körperlicher und mentaler Gesundheit und Stressreduzierung assoziiert. Solche Konzepte zielen auf messbare Effekte. Reveley J. stellt diesen therapeutisch-medizinischen Fokus infrage, indem er das Ziel kritisiert, dass z.B. Lehrende durch Achtsamkeit besser mit Stress oder Burn-out zurecht kommen, und sich damit einem kranken System anpassen sollen. Reveley argumentiert, dass Achtsamkeit das Potenzial hat, „den Widerstand gegen den Neoliberalismus zu unterstützen, anstatt nur als pädagogische Magd des Neoliberalismus zu fungieren“ (Reveley 2015:80).

Die zweitgrößte Rahmung ist sozial-emotionales Lernen (SEL). In diesen Konzepten wird Achtsamkeit von zusätzlichen Praktiken unterstützt, die darauf abzielen, sozial-emotionale Kompetenzen bei Lernenden und Lehrenden zu fördern. Die SEL-Ansätze deuten auf eine Transformation von einem therapeutischen zu einem sozial orientierten, aber nicht zu einem sozial kritischen Ansatz hin.

Die drittgrößte Rahmung ist die Steigerung von kognitiven Fähigkeiten und akademischen Leistungen. Hier wird kritisiert, dass es in erster Linie darum geht, den Anforderungen einer Leistungsgesellschaft gerecht zu werden, anstatt Wettbewerb, Erfolgs- und Leistungsdruck in den Bildungsinstitutionen infrage zu stellen.

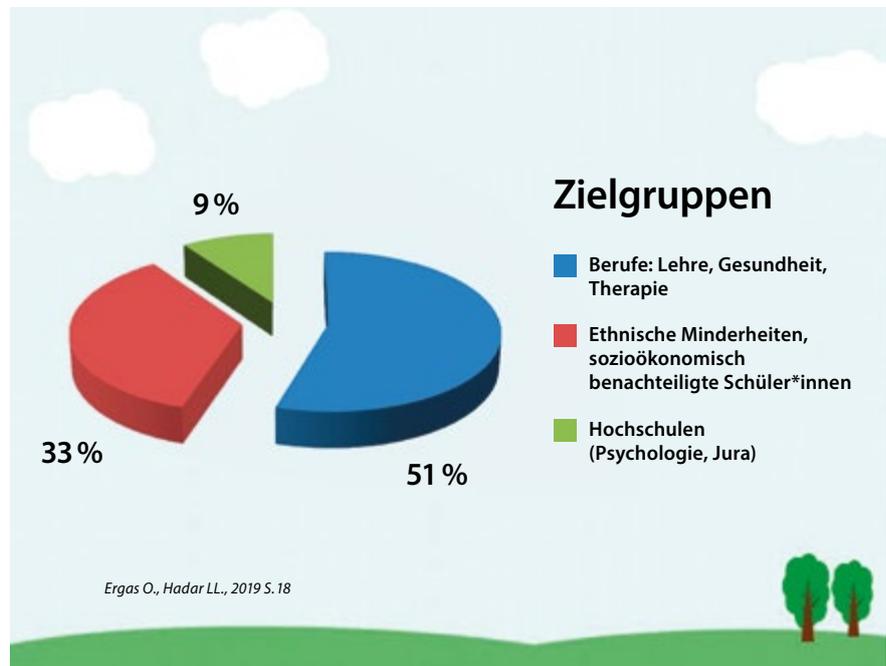
Achtsamkeitskonzepte für den Bildungsbereich, die mit sozial kritischer Pädagogik gerahmt sind, sind sehr selten. Hier geht es um Kultivierung einer kritischen Perspektive und um die Schärfung des Bewusstseins für Unterdrückung, Identität, Gender und Rassismus (Hyde & LaPrad 2015).

Zielgruppen

Die beiden größten Zielgruppen, an denen Achtsamkeitskonzepte im Bildungsbereich angewandt und erforscht werden, sind zum einen Lehrende (über 51%) und zum anderen ethnische Minderheiten, sozio-ökonomisch benachteiligte Jugendliche, inklusive Jugendliche mit Lernschwierigkeiten (Sprache, ADHS usw.) und „Störverhalten“ (Ergas/Hadar 2019, S.18). Es ist kein Zufall, dass Achtsamkeit ganz besonders an ethnischen Minderheiten, die oft intersektional diskriminiert werden, angewandt und erforscht wird. Bei dieser Zielgruppe nehmen Suspensionen und Aggressivität stark zu (Schwartz 2014). Es wird nicht kritisch reflektiert, dass angesichts der vielfältigen sozialen Ungerechtigkeiten, Rassismus und Gewalt, denen insbesondere Jugendliche of Color tagtäglich ausgesetzt sind, diese Aggression oder Wut legitim ist. Cannon J. (2016)

beschreibt diese Haltung als rassistisch motiviert und defizitorientiert und beschreibt ironisch, dass sogenannte „unkontrollierbare“, „problematische“ Jugendliche of Color durch die Intervention von weißen Achtsamkeitslehrenden „gerettet“ werden.

Auf individueller Ebene können Kompetenzen wie bessere Konzentration oder Selbstregulierung hilfreich sein. Allerdings ohne eine kritische Auseinandersetzung mit dem Kontext, in dem diese Fähigkeiten gefördert werden, werden die existierenden Bedingungen und Strukturen, die zu Stress führen, verletzend sowie diskriminierend sind, verdeckt (Forbes 2019:148). Achtsamkeit sollte Lehrende und Lernende dabei unterstützen, sich auf eine tiefe, kritische Selbstforschung einzulassen, sodass sie Widerstand und strukturelle Veränderungen anstoßen können. ■



Meryem Yildiz ist Studierende im Master Soziale Arbeit – Kritische Diversity und Community Studies und Referentin im BIPoC-Referat der ASH Berlin.

¹ Reveley (2015:80). Das Wort „Magd“ ist kritisch zu lesen, weil es sexistisch und klassistisch ist. Reveley nutzt dieses Wort, um eine Analogie herzustellen, die Achtsamkeit als eine dem Neoliberalismus dienende Praxis sieht.

² Die Zahl von Achtsamkeitslehrenden of Color in den westlichen Gesellschaften ist deutlich unterrepräsentiert (Kaleem 2012).

Quellen:

Cannon, J. (2016). Education as the practice of freedom: A social justice proposal for mindfulness educators. In R. E. Purser, D. Forbes, & A. Burke, Handbook of mindfulness: Culture, context, and social engagement. New York: NY Springer.

Ergas, O., & Hadar, L. L. (2019). Mindfulness in and as education: A map of a developing academic discourse from 2002 to 2017. Review of Education. British Educational Research Association. Doi:10.1002/rev3.3169

Forbes, D. (2019). Mindfulness and its discontents. New York: Fernwood.

Hyde, A. M., & LaPrad, J. G. (2015). Mindfulness, democracy, and education. Democracy and Education, 23(2), 2-10.

Kaleem, J., Buddhist 'People of Color' Sangha's, Diversity Efforts Address Conflicts About Race Among Meditators, Huffington Post (November 18, 2012): https://www.huffpost.com/entry/buddhism-race-meditators-people-of-color-sangha_n_2144559 (Stand: 27.03.2021).

Reveley, J. (2015). School-based mindfulness training and the economisation of attention: A Stieglerian view. Educational Philosophy and Theory, 47(8), 804-821. Doi:<https://doi.org/10.1080/00131857.2014.914880>.

Schwartz, K. (2014, 1 17). Low-income schools see big benefits in teaching mindfulness. KQED

KQED Mind/Shift. <https://www.kqed.org/mindshift/33463/low-income-schools-see-big-benefits-in-teaching-mindfulness> (Stand: 21.03.2021).

In Verbindung bleiben

Rückblick auf den 1. Alumnitag an der ASH Berlin



© Uta Walter

Teilnehmer_innen des ersten Alumnitags der ASH Berlin

Kerstin Miersch und Rita Hansjürgens

Am 26.03.2021 luden die Alumnibeauftragte Prof. Dr. Rita Hansjürgens und ihre Mitarbeiterin Kerstin Miersch zum ersten Mal alle im Netzwerk registrierten Alumni (2300, Stand 06.04.2021) und Hochschullehrenden zu einem gemeinsamen Online-Netzwerktreffen ein. Der 1. Alumnitag diente vor allem der Vernetzung von Alumni miteinander sowie von Hochschulmitgliedern und momentanen bzw. zukünftigen Alumni. Außerdem tauschten sich Studiengangsleitungen und Alumni über aktuelle und zukünftige Alumniaktivitäten der ASH Berlin aus.

Am Vormittag widmete sich die Gruppe den Fragen, warum Hochschulen zur aktiven Mitarbeit von Alumni einladen und welche gemeinsamen Ziele damit erreicht werden können. Nach einem Grußwort der Rektorin Bettina Völter informierte die Alumnibeauftragte, Frau Prof. Dr. Hansjürgens, über die Entwicklung und den aktuellen Stand und die Zukunftsvisionen der Aktivitäten mit und für die Alumni der ASH Berlin. Christin Kieling, Alumnikoordinatorin der Universität Leipzig und Regionalgruppenvorsitzende der Regionalgruppe Ost von alumni clubs net e. V., gab einen Überblick über weitere Möglichkeiten und Ideen der Alumniarbeit an deutschen, speziell ostdeutschen, Hochschulen.

Die Alumniarbeit der ASH Berlin basiert aktuell auf drei wesentlichen Säulen, die zukünftig noch ausgebaut werden sollen.

1. Die Datenbank registriert alle am In-Kontakt-Bleiben interessierten ehemaligen Studierenden www.ash-berlin.eu/hochschule/vernetzung/alumni-netzwerk/. Sie soll zukünftig neben den Kontaktdaten auch inhaltliche Daten speichern können, um eine gezieltere Ansprache und Vernetzung zu ermöglichen.
2. Im Rahmen von Öffentlichkeitsarbeit werden Alumni kontinuierlich mit Informationen aus dem Hochschulleben versorgt (Internetseite, Newsletter, Hochschulmagazin alice), wie z. B. über die interaktive Stellenbörse der Abteilung Karriereplanung: <https://www.ash-berlin.eu/studium/einrichtungen-fuer-studierende/karriereplanung/job-beruf/>, Angebote des Weiterbildungsbereiches der ASH Berlin etc. und die Etablierung neuer Studiengänge.
3. Alumni sind eingeladen, aktiv am Hochschulleben teilzunehmen. Dies geschieht durch Einladungen zu hochschulöffentlichen Veranstaltungen wie Neujahrsempfang, Tag der offenen Tür und öffentlichen Vorlesungen sowie Kulturveranstaltungen. Darüber hinaus können sie ihre Expertise in Forschung und Lehre durch Gastvorträge, ggf. Lehraufträge und Mitwirken an Forschungsprojekten einbringen.

Am Nachmittag trafen sich Studiengangsleiter_innen mit Alumni aus 11 Studiengängen in 5 Kleingruppen. Die Teilnehmer_innen tauschten Wünsche und Ideen aus, wie die Alumniarbeit an der ASH Berlin weiterentwickelt werden kann bzw. welche weiteren Aktivitäten realisiert werden könnten.

Die Abschlussrunde trug die in den Kleingruppen erarbeiteten Ideen zusammen. Ein zentraler Aspekt war, dass die stärkere Integration von Alumni als aktive Akteur_innen in den Hochschulalltag angestrebt werden sollte. Insbesondere wurde z. B. eine Mitwirkung von Alumni in Forschungswerkstätten der ASH Berlin und als Gastvortragende bei Veranstaltungen angeregt. Ein Jahresterminkalender für Alumni soll die frühzeitige

Planung einer regelmäßigen Teilnahme und Mitwirkung an relevanten Aktivitäten der Hochschule ermöglichen. Angeregt wurde ebenso die Bereitstellung von Informationen über das Alumninetzwerk schon während der Zeit des Studiums und die Schaffung einer Austauschplattform, die gleichzeitig als Kontakt- und Kommunikationsinstanz aller an Alumniarbeit der ASH Berlin Interessierten genutzt werden kann. ■

Kontakt

Prof. Dr. Rita Hansjürgens, hansjuergens@ash-berlin.eu

Kerstin Miersch, miersch@ash-berlin.eu

„Es gibt viele Entwicklungsmöglichkeiten in der Physiotherapie und Ihr könnt ein Teil davon sein.“



Interview mit Alumna
Josephine Löffler

Was haben Sie vor Ihrem Studium gemacht?

Ich komme ursprünglich aus dem Norden und bin in Kiel mit meinen vier Geschwistern aufgewachsen. Durch meinen Sport (hauptsächlich Handball und Turnen) war ich schon früh an Bewegung interessiert und habe mich nach einem Praktikum in einer Physiotherapiepraxis für diesen Beruf interessiert. Nach meinem Abitur bin ich 2013 nach Berlin gezogen, wo ich schnell die tollen verschiedenen Kulturen, das Essen und den Trubel kennengelernt habe und mich inzwischen auch sehr wohl fühle.

An der ASH Berlin haben Sie ab 2013 Physiotherapie studiert. Was macht das Studium für Sie besonders?

Der Standort Berlin war für mich schon besonders, da ich eher in einer behüteten

Kleinstadt aufgewachsen bin und die Großstadt Berlin für mich eine ganz neue Welt war. So viele schöne, bunte, dreckige, laute und unterschiedliche Orte, die ich kennenlernen konnte. Das war am Anfang etwas überfordernd. Aber durch die kleine Studiengruppe von ca. 20 Leuten (mit den Ergotherapeut_innen 40) habe ich schnell neue Freunde gefunden und wir konnten so alles gemeinsam entdecken. Besonders war für mich auch die Mischung zwischen dem Hochschulalltag an der ASH Berlin mit dem theoretischen, kritisch hinterfragenden Unterricht, in dem man sich sehr viel selbst erarbeiten musste und dem Alltag an der Wannseeschule, der eher schulisch geprägt war und viele praktische Fähigkeiten schulte (z. B. Untersuchungstechniken der einzelnen Gelenke, Kräftigungsübungen, Übungen im Bewegungsbad, Gang- und Statik-Analysen). Aber genau diese

Abwechslung hat das Studium so interessant und vielseitig gemacht.

Welches Erlebnis an der ASH Berlin werden Sie nie vergessen?

Da gibt es viele Erlebnisse: Der erste Tag, an dem ich so viele tolle neue Menschen kennenlernen durfte und ich am Schluss merkte, dass alle Ergotherapie studieren werden und ich keine Physiotherapeutin kennenlernt hatte (was mir aber im Nachhinein eine wunderbare Anatomie-Lerngruppe ermöglicht hat); meine letzte mündliche Staatsexamensprüfung in Anatomie und Krankheitslehre und die Notenvergabe fürs Staatsexamen, bei der ich so aufgeregt war, und das Anstoßen mit Sekt danach vor dem Gebäude mit allen aus meinem Semester; der Gang ins Einkaufszentrum neben der ASH Berlin, wenn wir Freistunden hatten oder ein Ausflug auf den Jahrmarkt gegenüber, um gebrannte Mandeln zu kaufen.

Welche neuen Perspektiven hat Ihnen der anschließende Master Health Professions Education an der Charité eröffnet?

Der Master hat mir vor allem noch einmal die Lust an der Forschung deutlich gemacht und meine Kompetenzen dahingehend verbessert. Durch die Interdisziplinarität des Studiengangs habe ich andere Berufsgruppen viel besser kennengelernt und verstehe sie auch besser. Ihre Berufsidentität, ihre Ausbildungswege und Probleme. Der größte Schwerpunkt des Masters war aber die Pädagogik. Durch den theoretischen Unterricht, aber auch Praktika an physiotherapeutischen Berufsschulen, habe ich viel über die Ausbildungswege, Andragogik, Didaktik, Motivation und vieles mehr gelernt, sodass ich in der Lage bin, Unterricht zu gestalten.

Wie sah Ihre berufliche Laufbahn nach dem Studium aus?

Zwischen dem Bachelor und Master arbeitete ich bei einer Zeitarbeitsfirma als

Physiotherapeutin und war hauptsächlich an der Charité Benjamin Franklin in der geriatrischen Frühreha, aber auch auf Akutstationen eingesetzt. Nach meinem Master habe ich kurz wieder dort gearbeitet und dann, nach einer Zugreise durch Spanien und Marokko, eine feste Stelle in einer großen neurologischen Rehaklinik (Median Klinik Kladow) bekommen, in der ich auch Auszubildende der Physiotherapie anleite. Die Klinik hat elf Stationen mit unterschiedlich stark betroffenen Patient_innen und vielfältigen neurologischen Erkrankungen. Seit Anfang des Jahres bin ich stellvertretende Leiterin der Physiotherapie. Nebenbei unterrichte ich seit 2019 einige Tage im Jahr an der Wannseeschule.

Wie sieht ein typischer Arbeitsalltag bei Ihnen aus?

Mein Arbeitstag beginnt um 7:30 Uhr. Wir bekommen täglich einen Plan für unsere Therapieeinheiten, den ich zunächst am Morgen durchgehe und mich vorbereite. Dort sehe ich, welche Einzelbehandlungen (immer 30 Min., manchmal auch 60 Min.) ich habe und welche Gruppentherapien ich mache. Dazu gehören z. B. Ganggruppen und Gleichgewichtsgruppen, Elektrostimulation für paretische Extremitäten, Therapie im Bewegungsbad, auf dem Laufband oder in unserem Lokosolutions-Raum (mit Gangroboter und computergestützten Gleichgewichtsspielen). Ich überlege mir, welche Therapieziele ich für den Tag mit meinen Patient_innen verfolge und welche Übungen ich mit ihnen machen möchte. Einmal in der Woche finden interdisziplinäre Teamsitzungen statt, für die ich dann eventuell noch Einträge im System mache und über Fortschritte und Probleme schreiben kann. Bei neuen Patient_innen habe ich immer eine Stunde Zeit, um Untersuchungen und Assessments durchzuführen und sie im Computer zu verschriftlichen und die passenden Gruppen bei der Therapieplanung anzumelden. Auch die Hilfsmittelversorgung wird in unserer Klinik von uns Therapeut_innen gemacht und

die Ärzt_innen kontrollieren alles. Jeden Montag findet eine interne Fortbildung statt, die ich als stellvertretende Leiterin organisiere (zur Zeit aus unserem interdisziplinären Team, sonst auch mit Referent_innen von außerhalb). Seit Anfang des Jahres bin ich nun auch bei einigen organisatorischen Abläufen wie der Urlaubsplanung, Überstundenabrechnung, bei Bestellungen und vielem mehr involviert. Ich bin für meine Kolleg_innen immer als Ansprechpartnerin da und versuche, sie bei allem zu unterstützen.

Was hilft Ihnen aus dem Studium bei Ihrer aktuellen Tätigkeit?

Das Studium hilft mir sehr. Insbesondere bei den internen Fortbildungen recherchiere ich immer wieder Themen, die für das Team interessant sind und stelle sie dann vor. Dabei hilft mir z. B. das Wissen aus den Modulen zum wissenschaftlichen Arbeiten über die verschiedenen Datenbanken und wie man Studien liest etc. Die Inhalte aus dem Master helfen mir bei meiner Honorar-dozenten-tätigkeit und bei der Betreuung der Auszubildenden in der Klinik. Die kritisch hinterfragende und reflektierte Denkweise, die an der Hochschule vorgelebt wird, ist in meiner Tätigkeit ebenfalls von großer Bedeutung.

Welchen Tipp geben Sie Studierenden der ASH Berlin mit auf den Weg?

Berlin und die ASH Berlin sind tolle Orte, um zu studieren. Lasst Euch inspirieren und geht Euren Interessen nach. Das Lebenslange Lernen wird Euch immer und insbesondere in der sich schnell ändernden Welt der Physiotherapie begleiten. Seid gespannt, auf das was kommt! Es gibt viele Entwicklungsmöglichkeiten in der Physiotherapie und Ihr könnt ein Teil davon sein. ■

Das Interview führte Barbara Halstenberg.

Soziale Arbeit im globalen Weltgeschehen

Katharina Schreiber verbringt ihr Auslandssemester gerade an der Soongsil University in Seoul

Wie kam es zu Ihrer Entscheidung, während der Pandemie ein Auslandssemester zu absolvieren?

Schon seit dem Beginn meines Studiums hatte ich den Wunsch, ein Auslandssemester zu absolvieren. Ich habe großes Interesse an der südkoreanischen Kultur und somit war die Entscheidung schnell für die Soongsil Universität in Seoul gefallen. Leider musste ich aufgrund der

Corona-Pandemie meine Planungen pausieren. Glücklicherweise bekam ich im vierten Semester die Möglichkeit, da die Fallzahlen in Seoul nicht weiter angestiegen waren. Nach langem Hin und Her entschied ich mich, meinem Herzen zu folgen und meine Bewerbung an der Soongsil Universität einzureichen, trotz des Risikos möglicherweise nie Deutschland verlassen zu können oder in Seoul im Lockdown zu sitzen.





Mit Kommiliton_innen im Bukchon Hanok Village



Beim Betreten von geschlossenen Räumen, wie hier einem Café, wird man aufgefordert einen QR-Code zu scannen oder schriftlich die Kontaktdaten zu hinterlassen



Das Zimmer im Studenten-Hostel

Welche Interessen verfolgen Sie mit dem Auslandssemester?

Mithilfe des Auslandsaufenthaltes möchte ich die Soziale Arbeit im internationalen Kontext betrachten und über Ländergrenzen hinwegdenken, um Zusammenhänge in einer globalisierten Welt besser zu beleuchten und ihre Beziehungen untereinander zu hinterfragen. Ich möchte eine Antwort auf die Frage finden, wie die Soziale Arbeit in das globale Weltgeschehen einzuordnen ist und welche Aufgabe sie übernehmen kann, soll und vielleicht sogar muss.

Leider finden wegen der Corona-Pandemie an der Soongsil Universität zurzeit keine Angebote im Bereich der Sozialen Arbeit auf Englisch statt. Glücklicherweise besitzt die Soongsil aber ein großes Angebot an Kursen von verschiedenen Studiengängen und allen Austauschstudierenden ist es gestattet, frei zwischen diesen zu wählen. Und es gibt ein „Asian Studies Program“, in dem von „Korean language“ bis hin zu „Understanding East Asian Culture“ viele Kurse angeboten werden, um einen tiefen Einblick in die koreanische und die ost-asiatischen Kulturen zu bekommen.

Was unterscheidet das Studium bisher von dem an der ASH Berlin?

Ein Unterschied ist vor allem die Art und Weise, wie hier gelernt wird. Auch hier findet das Studium bisher nur online statt. Ich fühle mich schon sehr viel

mehr gefordert, als in meinem Studium an der ASH Berlin. Die Zwischen- und Endprüfungen sowie Hausaufgaben, die immer zur nächsten Woche fertig sein müssen und auch die stetige Anwesenheitskontrolle mit Erinnerungs-E-Mails, wenn ein Seminar ohne Abmeldung verpasst wurde, sind schon deutlich verpflichtender, als bei meinen bisherigen Seminaren in Berlin. Wenn wir uns nicht mit einer guten Begründung vorher abmelden, werden uns Punkte von unserer Note abgezogen. Das sehr leistungsorientierte System hier steht stark im Kontrast zu dem an der ASH Berlin. Die Datenschutzbestimmungen sind hier sehr kritisch zu betrachten, da alle Meetings ausschließlich auf Zoom durchgeführt werden und eben auch unsere Aktivitäten auf der Plattform (ähnlich wie Moodle) verfolgt werden können. Noch nie war ich so dankbar für die strengen Datenschutzbestimmungen von Deutschland. Und ich vermisse schon sehr die asynchrone Lehre der ASH Berlin.

Wo wohnen Sie in Seoul?

Zunächst war ich in einem Doppelzimmer im Wohnheim der Universität. Dort gab es keine Küche und es war auch nicht erlaubt zu essen oder Küchengeräte jeglicher Art mit auf das Zimmer zu nehmen. Es gab eine strenge Ausgangssperre zwischen 24 und 6 Uhr und sogar ein Belohnungs- und Bestrafungssystem mit Punkten, wo je nach Punktstatus entschieden werden kann, ob eine Person

aus dem Wohnheim geworfen wird. Das hat mich alles ziemlich abgeschreckt und ich habe mir ein kleines Zimmer mit eigenem Bad in einem Studenten-Hostel, inklusive Gemeinschaftsküche, gemietet. Da ich weiterhin einige Kurse von der ASH Berlin besuche und so manchmal um 21 oder 1 Uhr meine Seminare habe, wäre das auch mit einem Mitbewohner nicht anders möglich gewesen.

Wie ist aktuell das Leben in Seoul in Bezug auf die Pandemie?

Das Leben hier ist im Vergleich zu den meisten Ländern momentan ein Traum. Zunächst konnte ich kaum glauben, wie viele Menschen auf den Straßen sind und dass alle Restaurants, Cafés und Läden geöffnet sind. Natürlich ist das Leben hier aber auch eingeschränkt und es gibt

das Sitzen in einem Café oder Restaurant mit ein. Die Maske darf nur für die Zeit des aktiven Essens oder Trinkens abgenommen werden. Bis jetzt habe ich ausschließlich zwei, drei Personen gesehen, die sich nicht an diese Maßnahmen gehalten haben, die aber auch als Konsequenz von der Polizei oder entsprechendem Personal angehalten und, bei Verweigerung, des Platzes verwiesen wurden. Treffen sind nach dem aktuellen Stand mit bis zu 4 Personen gleichzeitig möglich, weswegen ich mich häufig mit Kommiliton_innen zum Lernen in einem Café treffe. Das Lernen in Cafés ist hier normal und auch sehr angenehm. Dabei behalten wir unsere Masken für die meiste Zeit auf.

Des Weiteren wird man beim Betreten jeglicher Art geschlossener Räume aufgefordert, einen QR-Code zu scan-

vor dem Betreten eines Gebäudes wie Kaufhaus/Geschäft, aber auch meine Unterkunft, geprüft wird. Leider sind manche Geräte keine Thermometer sondern Wärmekameras und machen auch automatisch ein Bild vom Gesicht.

Diese Maßnahmen geben uns nicht nur die Freiheit, weiterhin Restaurants zu besuchen, sondern auch die Möglichkeit, Touristen-Attraktionen anzusehen. Auch wenn die Zahl der Touristen sehr gering ist, gibt es sehr viele Austauschstudierende, die wie ich die Zeit nutzen, so viel wie möglich zu erkunden.

Was kann Deutschland bzw. Europa in Bezug auf die Pandemie von Korea lernen?

Ich finde, wir können uns einiges abgucken, sollten jedoch weiterhin versuchen, die Menschenrechte an erste Stelle zu stellen. Nicht alle Maßnahmen, die hier funktionieren, würden bei uns die gleiche Wirkung haben. Ich schätze hier die klare Kommunikation von aktuellen Maßnahmen. Mit dem Stufensystem weiß jeder, was wann zu befolgen ist und wird nicht mit plötzlichen Maßnahmen überrascht.

Die Tatsache, dass die Bevölkerung die Maßnahmen ohne – oder wenn, mit sehr geringer – Widerrede hinnimmt, ist in erster Linie sehr hilfreich für die Eindämmung des Virus, aber auch manchmal sehr besorgniserregend. Die Gehorsamkeit gegenüber dem Staat ist in ostasiatischen Ländern selbstverständlich und tief in der Gesellschaft manifestiert. Aber auch das kollektive Denken der Koreaner hat einen großen Einfluss darauf, dass diese Maßnahmen so gut funktionieren können. Der allgemeine Respekt und die Fürsorge, vor allem für die ältere Bevölkerung, machen sich in der Pandemie deutlich bemerkbar. Ich habe mich in Bezug auf die Pandemie hier immer sehr sicher gefühlt, was vor allem daran liegt, dass ich keine Zweifel daran habe, dass die Regelungen eingehalten werden. Dass würde ich mir auch sehr für Deutschland wünschen. ■

Die Fragen stellte Barbara Halstenberg.



Kreise auf der Wiese in einem Park zeigen, wo sich Menschen aufhalten dürfen

viele Maßnahmen, um die Verbreitung des Corona-Virus einzuschränken. Dabei wird nach einem sehr klaren Stufensystem vorgegangen, welches entscheidet, was bei welcher Inzidenz geöffnet oder geschlossen wird.

Eine der wichtigsten Maßnahmen ist das Tragen der Maske in jedem Bereich des öffentlichen Lebens. Das bezieht das Spazierengehen vor der Haustür sowie

nen oder schriftlich die Kontaktdaten zu hinterlassen. Diese Maßnahmen sind datenschutzrechtlich sehr kritisch zu betrachten, aber sehr wirkungsvoll, da sie der Hauptfaktor dafür sind, warum die meisten Infektionen zurückverfolgt werden können.

Seitdem die Infektionszahlen Anfang April gestiegen sind, wurde jetzt auch wieder eingeführt, dass die Temperatur

Alice im Land der Selbstständigkeit

Eine Entdeckungsreise im Wunderland der unbegrenzten Möglichkeiten

Katharina Nowak und Hans-Jürgen Lorenz

Die heutige Berufswelt kann mit ihren zahlreichen Möglichkeiten und Optionen bereichernd und zugleich doch auch ein wenig überwältigend sein. Schließlich ist es nicht leicht zu wissen, welcher Weg eingeschlagen werden sollte. Die Bewältigung dieser Herausforderung ist ein Problem, welches nicht nur „Alice“ im Land der Selbstständigkeit beschäftigt, sondern auch viele unserer Studierenden und Absolvent_innen. Befristete Arbeitsverträge und veränderte Arbeitsbedingungen erfordern die kontinuierliche Auseinandersetzung mit den eigenen Möglichkeiten, Fähigkeiten und Interessen.

„Wer in aller Welt bin ich? Ja, das ist das Rätsel.“³

(Alice)

An dieser Stelle kommen das Projekt ASH-EXIST und der Career Service als weg-bereitender Hutmacher ins Spiel. Wir als Team von ASHEXIST möchten für Orientierung in einer Welt verschiedenster Möglichkeiten sorgen und Ideen von kreativen Persönlichkeiten zur Verbesserung gesellschaftlicher Kontexte fördern. (Social) Entrepreneurship und Intrapreneurship sind in diesem Zusammenhang für „unsere Alice“ schon lange keine abstrusen Ideen aus der Märchenwelt mehr, sondern wichtige Instrumente für die Lösung komplexer gesellschaftlicher Probleme geworden.

Wir von ASHEXIST möchten als Ansprechpartner_innen mit Beratung und Coaching für die unterschiedlichen Wege im SAGE-Bereich zur Verfügung stehen. Gleichzeitig wollen wir eine Anlaufstelle für die verschiedensten Ideen instituieren. Damit diese Ideen realisiert werden können, möchten wir mit unserem Gründer_innenzentrum einen Ort der Begegnung und des Austausches durch die ein oder andere „Tee-Party“ schaffen. So beschäftigen sich „Alice“ und ASHEXIST u. a. mit Design Thinking, Ideengenerierung, (sozialen) Innovationen und natürlich auch mit der Prüfung adäquater Umsetzungsformen. Die entstehenden Erfahrungsräume sollen den angehenden Entrepreneur_innen und Intrapreneur_innen im SAGE-Bereich Inspirationen für Schaffung und Gestaltung liefern. Hier soll ein kreativer Freiraum außerhalb der etablierten Strukturen entstehen, in dem „Alice“ sich verwirklichen kann.

Durch das Studium Professionale möchten wir zusätzlich die Entwicklung überfachlicher Kompetenzen fördern und einen konkreten Bezug zur Arbeitswelt herstellen. Auch „Alice“ kann dadurch über sich hinauswachsen und Hindernisse überwinden. Die Auseinandersetzung mit Fragestellungen zum selbstständigen Handeln bildet im Studium Professionale ein zentrales Element.

„Willst du mir wohl sagen, wenn ich bitten darf, welchen Weg ich hier nehmen muss?“⁴

(Alice)

„Das hängt zum guten Teil davon ab, wohin du gehen willst“, sagte die Katze.⁴

„Alice“ macht auf ihrem Weg viele verschiedene Bekanntschaften und so möchten auch wir von ASHEXIST ein Netzwerk der Vielfältigkeit entstehen lassen. Wir möchten die Hochschulangehörigen in das Projekt miteinbeziehen und uns über Erfahrungen mit Bezug zum Thema austauschen. Außerdem sollen Menschen, die Erfahrungen mit den unterschiedlichen Formen der Selbstständigkeit im SAGE-Bereich gesammelt haben, die Chance bekommen, ihre Eindrücke zu teilen und so „Alice“ in ihrer Entscheidungsfindung zu unterstützen – fast analog zur grinsenden Katze.

Doch die Realisierung von Träumen ist aufwendig und erfordert zusätzlich zu einem gesunden Maß an Mut und Willen auch Zeit und finanzielle Mittel. Falls „Alice“ aus finanzieller Sicht einmal der Schuh (oder das Haus) drücken sollte, dann wissen wir auch hierfür eine Lösung: Das EXIST-Stipendium vom Bundesministerium für Wirtschaft und Energie kann initiale Phasen finanzieller Engpässe überbrücken, damit sich „Alice“ auf ihren Ideenreichtum und ihre Kreativität konzentrieren kann.

Dabei haben wir trotz aller Liebe zur Fantasie auch die Empirie im Hinterkopf behalten. Die fortlaufenden Durchführungen und Auswertungen unserer Befragungen erleichtern das Überprüfen unserer wegweisenden Aktivitäten. So können wir „Alice“ Stück für Stück die Unsicherheit nehmen und sie auf einen Weg bringen, der ihren Vorstellungen, Wünschen und Interessen entspricht.

Nach anfänglichen Verunsicherungen entscheidet sich „Alice“ letztlich für die Selbstbestimmung und lässt sich dann auch nicht mehr beirren. Ohne Angst vor Fehlschlägen stellt sie sich der roten Königin und erkennt, dass ihre Armee aus Spielkarten gar nicht so gefährlich ist, wie ursprünglich vermutet. Diese Zuversicht möchten auch wir von ASHEXIST vermitteln, denn letztendlich können alle Karten immer wieder neu gemischt werden. ■

„Wer fragt nach euch?“, sagte Alice (unterdessen hatte sie ihre volle Größe erreicht). „Ihr seid nichts weiter als ein Spiel Karten!“⁵



Mehr zum Thema auf alice online:
Wege in die Selbstständigkeit(en) unterstützen - wie geht das?
Lehrende der ASH Berlin antworten

¹ Vgl. Kühl, W. & Schäfer, E.: Coaching und Co. Ein Kompass für berufsbezogene Beratung, Wiesbaden: Springer, 2019, S.4.

² BMWi. n.d. „EXIST-Gründerstipendium“ Accessed: 30.03.21. <https://www.exist.de/DE/Programm/Exist-Gruenderstipendium/inhalt.html>

³ Carroll, Lewis. Alice im Wunderland: Übersetzung von Antonie Zimmermann mit den Illustrationen der Originalausgabe von John Tenniel. Deutschland: Hofenberg, 2016, S.16.

⁴ Ebd., S.54.

⁵ Ebd., S.103.



13. SEPTEMBER 2021

Spatenstich für den Erweiterungsbau der ASH Berlin am Kokoschkaplatz

Der Spatenstich für den Erweiterungsbau und die neue Mensa findet am 13. September 2021 statt.

Mit der Fertigstellung wird derzeit im Jahr 2024 gerechnet.

Mit dem Neubau am Kokoschkaplatz wird der Campus der Hochschule weiterentwickelt, der dann mit Hauptgebäude am Alice-Salomon-Platz, Helleum in der Kastanienallee und den derzeit angemieteten Flächen am Fritz-Lang-Platz ein Areal im Bezirk Marzahn-Hellersdorf absteckt, das Wissenschaft sichtbar macht.

Weitere Infos online: www.ash-berlin.eu

Die Hochschulkommunikation meint ...

... gemeinsam is(s)t es doch am schönsten!

Im Juni dürfen die Mensen des Berliner Studierendenwerks ihr Click & Collect-Angebot wieder aufnehmen. Mensaessen zum Mitnehmen!? Ein alter Hut für ASH Angehörige! War die Mensa doch beim Bau der ASH Berlin einfach so vergessen worden.

Warten wir also auf den 13. September 2021. Dann können wir vielleicht gemeinsam beim Spatenstich für den Erweiterungsbau am Kokoschkaplatz auf die neue – erste – „richtige“ Mensa unserer Hochschule in 2024 anstoßen. Und mit so viel Vorlauf und so großen Öffnungsschritten wie jetzt, kann man dort dann sicher gleich „in Präsenz essen“.



In eigener Sache:

Die Redaktion des alice Magazins möchte noch mehr Beiträge von und mit Studierenden veröffentlichen. Dazu benötigen wir Ihre Hilfe. Gerne können Sie Beiträge sowie Vorschläge und Ideen zu Artikeln einsenden. Selbstverständlich stehen wir Ihnen bei Fragen rund um das Schreiben von Artikeln zur Seite.

Redaktionskontakt:

Barbara Halstenberg,
halstenberg@ash-berlin.eu
Telefon: (030) 992 45-335

**Redaktionsschluss für die
alice 42:** 1. September 2021

alice № 41
Herausgeber_innen:
Die Hochschulleitung und die Kanzlerin
der Alice Salomon Hochschule Berlin
V.i.S.d.P.: Prof. Dr. Bettina Völter



Alice Salomon Hochschule Berlin
University of Applied Sciences

Redaktion: Barbara Halstenberg

Layout und Satz: Willius Design, Berlin - info@willius-design.de
Korrektorat: Yvonne Götz - goetz@korrekturstudio.de

Anschrift der Redaktion:
Alice Salomon Hochschule Berlin
Referat Hochschulkommunikation
Alice-Salomon-Platz 5, 12627 Berlin
Tel.: (030) 992 45-335, Fax: (030) 992 45-444
E-Mail: alice@ash-berlin.eu

Bildnachweise: Autorinnen und Autoren, ASH Berlin
Titelillustration: Dikla Levinger (Umschlag, Seite 12)

Erscheinungsweise: Zwei Ausgaben pro Jahr
(Sommersemester und Wintersemester); Auflage SoSe 2021: 2150
Nächster Redaktionsschluss: 1. September 2021

Abo: Eine Online-Ausgabe kann unter
www.ash-berlin.eu/hochschule/presse-und-newsroom/alice-magazin/
heruntergeladen werden. Mitarbeiter_innen erhalten ihr persönliches
Exemplar per Hauspost. Anderen Leserinnen und Lesern bieten
wir ein kostenfreies Abo nach Hause.

ISSN 1861 - 0277

Anzeigen:

Britta Machoy, machoy@ash-berlin.eu
Nachdruck, auch auszugsweise, sowie Vervielfältigung u. Ä. nur
mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion.

Druck: Prototyp GmbH & Co. KG, 06/2021

*Die in den Beiträgen geäußerten Meinungen spiegeln nicht
unbedingt die Ansicht der Redaktion wider.*



Oh là là

Hier könnten Sie werben!
Kontakt: machoy@ash-berlin.eu

